

# DIE GERMANEN EINST UND JETZT

VON

Dr. phil. P. RUPERT HÄNNI, O.S.B.

I. TEIL

BEILAGE ZUM JAHRESBERICHT  
DER KANTONALEN LEHRANSTALT SARNEN  
1916/17

\*\*\*\*\*

BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI LOUIS EHRLI, SARNEN  
1917

# DIE GERMANEN EINST UND JETZT

VON

Dr. phil. P. RUPERT HÄNNI, O.S.B.

I. TEIL

BEILAGE ZUM JAHRESBERICHT  
DER KANTONALEN LEHRANSTALT SARNEN  
1916/17

\*\*\*\*\*

BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI LOUIS EHRLI, SARNEN  
1917



## Corrigenda.

---

Seite 3, Einleitung, Zeile 7 und 8, ist zu lesen:  
physischer und psychischer Kraft.

Seite 49, Zeile 1: Beinhäusern.

Seite 49, Zeile 24 f: Wir sehen in ihr überhaupt den  
Typus der altgermanischen Heldenfrau, und wenn uns  
auch nur wenige Züge aus ihrem Leben bekannt sind,  
u. s. w.

Seite 69, Zeile 26: der, statt die.

Seite 71, Zeile 16: durch, statt in.

Seite 75, viertletzte Zeile: Schonung.

---



## Einleitung.

Wenn irgendwo ein Heros des Geistes die Welt in Staunen setzt, so fragt man nach dem Lande, in dem er geboren, nach dem Stamm, aus dem er hervorgegangen, nach dem Milieu, in dem er gelebt und gewirkt, und sucht ihn so weit als möglich aus seiner Nationalität, seiner persönlichen Eigenart, seiner geistigen, sozialen und politischen Umwelt zu erklären. Wenn nun statt einer Einzelpersönlichkeit ein ganzes Volk sich erhebt und mit einem nie dagewesenen Aufwand physischer und physischer Kraft der halben Welt die Stirne bietet, so weiß ein jeder, daß es nicht urplötzlich, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters, in voller Waffenrüstung dem Zeitenschoß entstieg, sondern langsam zu dem geworden, was es ist. Man verfolgt mit Interesse seinen Werdegang und geht zurück bis an die Wurzeln seiner Kraft.

Das ist nun heute beim deutschen Volke der Fall. Niemals hat eine ähnliche Massenerhebung gegen ein Land und ein Volk stattgefunden, wie in diesem Weltkrieg. Die englische Einkreisungspolitik darf als ein diplomatischer Schachzug ersten Ranges gebucht werden. Immer enger hat sich der Ring des Erdballes um Deutschland und den Vierbund geschlungen; Romanen, Slawen, Mongolen, Anglo-Amerikaner haben sich gegen das Germanentum erhoben und eine Weltverschwörung gegen das deutsche und österreichische Imperium angezettelt, und wer weiß, welche neuen Glieder sich noch diesem Ringe einfügen werden. Und trotzdem steht Deutschland mit seinen Verbündeten, nach dreijährigem fürchterlichen Ringen da wie ein granitner Fels im Weltenmeere, an dem auch die rasendsten Sturzwellen sich brechen.

Unwillkürlich fragt man sich da nach dem Geheimnis dieses beispiellosen militärischen Erfolges. Der Geist schweift, nach Gründen suchend, in die Vergangenheit und folgt den Spuren dieses Heldentums bis in seine letzten Ausläufer.

Der Forscher muß weit zurückgreifen, bis er auf die ersten sichern Nachrichten stößt. Vor 2000 Jahren hielt die Vorhut der Germanen waffenklirrend ihren Einzug in die Geschichte. Um 113 vor Christus durchbrachen die Kimbern und Teutonen als die ersten ihres Volkes die Grenzen des römischen Reiches und boten der weltbeherrschenden Roma den Kampf an. Gleich der erste Anprall war fürchterlich und der Erfolg

für die Germanen derart, daß sie später ihre Annalen mit einem glänzenden Siegesbericht eröffnen konnten. Die Doppelschlacht bei Arausio (105), mit den Riesenverlusten des römischen Heeres und der als Unglückstag (dies nefastus) im Kalender angestrichene 6. Oktober, ließ die Römer diese erste Begegnung großen Stils mit den Barbaren nie vergessen. Durch zehn Jahre hindurch hielten diese die erste Macht der Welt in Schach; der „kimbrische Schrecken“ wurde sprichwörtlich in Rom, wie einst der Ruf: Hannibal ante portas! Und wenn auch der Endkampf bei Aquae Sextiae und in der Ebene von Vercellae infolge der für die Barbaren unerträglichen Hitze und der überlegenen Kriegskunst des Marius zugunsten der Römer ausfiel, so ließ sich doch das Gespenst, das von Norden her seine nervigen Arme nach dem Süden ausstreckte, in Zukunft nicht mehr bannen.

Das sahen die einsichtsvollsten Männer des alten Rom deutlich ein, und die gleiche Frage, die uns heute, nach 2000 Jahren, angesichts des kimbrischen Schreckens, den die Nachkommen der alten Germanen an der Ost-, Süd- und Westfront verbreiten, beschäftigt, nämlich: worin liegt das Geheimnis der deutschen Kraft? hat sich bereits der geniale römische Geschichtsschreiber Tacitus gestellt und sie offen und ehrlich beantwortet. Mit prophetischem Blick sah er in dem jugendfrischen Germanenvolk eine Art davidischer Gestalt erstehen, die ihre Schleuder gegen den römischen Goliath erhob und ihn herausforderte zum Entscheidungskampf um die Weltherrschaft. Und dem großen Römer bangte um den Ausgang; denn die Triumphe der römischen Imperatoren über die Barbaren waren nur Scheintriumphe gewesen und mit bitterer Ironie bemerkt er: „210 Jahre mühen wir uns schon mit Siegen über die Germanen ab; nicht der Samnite, nicht der Punier, weder Spanien noch Gallien, ja nicht einmal der Parther haben uns so oft daran gemahnt, daß wir nicht unbesiegbar seien, wie die Germanen.“<sup>1)</sup> Und dann, in die Tiefe der germanischen Volksseele sich versenkend und auf ihrem Grunde lesend, folgt des Rätsels Lösung: „Widerstandsfähiger als das Königtum eines Arsaces, ist die germanische Freiheit.“<sup>2)</sup> Eine bessere Antwort als die des scharfsinnigen Römers vermögen auch wir heute nicht zu geben. Ja, der dem Germanen inwohnende Freiheitssinn und Freiheitsdrang ist die stärkste Triebfeder seines kriegerischen Mutes. Diese uralte heilige Flamme hat durch die

<sup>1)</sup> Germania Cap. 37.

<sup>2)</sup> Das Partherreich der Arsakiden war die einzige Großmacht neben der römischen. Tacitus will sagen: die politische Freiheit der Germanen ist schärfer, schneidiger, als das unumschränkte Königtum des Arsaces, sie bietet dem kriegerischen Sinn reichlichere Nahrung. Vgl. Germania, erläutert von Schweizer-Sidler, 6. Aufl., Anmerkung S. 68.

Jahrtausende in der Germanenseele fortgeglüht und ist beim Ausbruch des Weltkrieges aus 60 Millionen deutschen Herzen zuckend hervorgebrochen, wie der Funke aus dem geschlagenen Kieselstein; und als der Goliath der Entente die Ketten rasseln ließ, mit denen er Germaniens Freiheit zügeln wollte, entfachte sich dieser Funke „von der Memel bis zur Oder, von dem Sund bis an den Belt“ zur hellen Lohe. Mit wahrhaft davidischer Kraft schleuderte der Germane des 20. Jahrhunderts mit seinem Heldenarm Stein um Stein an die Stirne des Philisters. Wie vor 2000 Jahren die römischen Legionen an dem unbesiegbaren Wall germanischer Freiheit zerschellten und ihre Adler verbluteten, so prallten bisher die Millionenheere der Entente an der ehernen Phalanx der deutschen Helden ab und vermochten nirgends die Siegfriedstellung Hindenburgs zu durchbrechen. Der germanische Freiheitssinn, der Tacitus bereits mit Bewunderung erfüllte, hat sich nach zwei Jahrtausenden wieder aufs glänzendste bewährt und im heutigen Völkerringen seine Blut- und Feuertaufe empfangen.

Der alte Römer aber, der mit solchem Scharfblick den eigentlichen Lebensnerv deutschen Wesens bloßgelegt, ist in seinen Beobachtungen noch weiter gegangen, ist eingedrungen in den Charakter des Volkes, hat sich liebevoll in dessen Eigenart vertieft und hat die Grundlinien seiner körperlichen und geistigen Physiognomie mit einer Klarheit und Sicherheit gezeichnet, daß wir heute noch darob staunen müssen. Tacitus' „Germania“ ist in der Tat ein „goldenes Büchlein“, der römische Historiker hat damit einen Schuß ins Schwarze getan. Dessen wird man sich heute mehr denn je bewußt, denn gerade in diesem Weltkriege, wo die zarten Haarstriche auf der gewöhnlichen Bildfläche des Lebens sich zu scharfen Schattenstrichen verdichten, die unzähligen gröbern und feinern Körper- und Seelenlinien hervortreten, wie die Adern und Aederchen am Leibe eines kunstmäßig geübten Ringers im Augenblick seiner höchsten Anspannung, fragt man sich mit ganz besonderem Interesse: Wie stimmt wohl die von Tacitus entworfene Zeichnung des deutschen Charakters mit den in diesen stürmischen Zeiten zu Tage getretenen Eigenschaften, den Tugenden und Fehlern der deutschen Volksseele überein? Dies bis in die kleinsten Einzelheiten darzulegen, ist wohl kaum möglich; aber es lassen sich doch gewisse allgemeine Züge feststellen, die den Germanen von einst und jetzt gemeinsam gewesen. Sie in einigen kräftigen Umrissen hervorzuheben, soll im Folgenden versucht werden. Es kann sich also um nicht viel mehr als um Streiflichter handeln, um Auffrischung und Vervollständigung jener Pinselstriche im Bilde des großen Meisters und anderer Autoren, die auf dem düstern Hintergrunde des Weltkrieges in besonderer Weise Licht, Farbe und Leben bekommen haben. Auch hat es unsere Arbeit nicht auf eine genetische Darstellung

dieser Charakterzüge abgesehen, was nur an Hand eines weitschichtigen historischen Materials möglich wäre, sondern bloß auf die Hervorhebung und Betonung der Anfangs- und Endphase dieser Entwicklung, mit gelegentlicher Streifung und Beleuchtung der dazwischen liegenden charakteristischen Uebergangsmomente. Unter diesen Gesichtspunkten sprechen wir in 5 Abschnitten

- I. über: *Germanengestalt und Germanengeblüt,*
- II. *Germanenheer und Germanenwehr,*
- III. *Germanenseele und Germanengeist,*
- IV. *Germanenmoral,*
- V. *Germanenglaube und Germanenreligion.*

\* \* \*

Unsere Betrachtung wirft zugleich auch Licht auf die *Wesensart der deutschen Schweiz*, die trotz ihres staatlichen Eigendaseins, bei aller Betonung schweizerischer Eigenart und Eigenlebens doch den deutschen Grundcharakter nicht verleugnen kann. Deutsch ist vor allem unsere Vergangenheit, Menschen deutscher Art, Abstammung und Denkweise haben ihr charakteristisches Gepräge gegeben und die Geschieke unseres Vaterlandes sind vielfach dieselben wie die des deutschen Volkes. Die erste Besiedelung des Landes erfolgte durch Germanen und zwar durch schwäbische Alemannen, die in solcher Zahl einwanderten, dass der römisch-keltische Bestandteil der Bevölkerung rasch aufgesogen wurde, das Deutsche sich als Volkssprache erhielt und die weitere Geschichte der Schweiz auf lange Zeit hinaus in engster Verbindung mit dem deutschen Volkstum blieb. Auch die ersten Stätten deutscher Bildung erhoben sich auf Schweizerboden, man denke nur an das Kloster St. Gallen. Als aus dem Chaos der Völkerwanderung ein neues deutsches Staatsgebilde hervorging, ward die Konsolidierung der deutschen Verhältnisse maßgebend für das Volk der Alemannen, die in den neuen Staat hineinwuchsen. Die Eidgenossenschaft ist innerhalb des deutschen Reiches entstanden und die Zeit ihres höchsten Ansehens, ihrer Kraftentfaltung, ihrer Eroberungen und der Bewerbung fremder Staaten um ihre Freundschaft fällt in die Jahrhunderte der bewußten Zugehörigkeit zum deutschen Reiche.<sup>3)</sup> Der Schwabenkrieg im Anfang des 16. Jahrhunderts machte dem staatlichen Zusammenleben der Eidgenossen mit dem deutschen Volke ein Ende. Von nun an bewegte sich ihre Politik in vollkommen unabhängigen Bahnen. Mit der politischen Loslösung war aber nicht auch zugleich eine geistige Trennung erfolgt; im Gegen-

<sup>3)</sup> Man vergleiche zu unsern Ausführungen den trefflichen Vortrag von Eduard Blocher: „Die Wesensart der deutschen Schweiz“. Basel 1916. Verlag von Ernst Finkh.

teil, die zwei wichtigsten Bewegungen der Folgezeit: *die Reformation und Gegenreformation*, sowie die *Entstehung der neuen deutschen Schriftsprache* beschäftigten die Schweiz in gleich hohem Grade wie Deutschland. Infolge der Glaubenspaltung opferten beide Länder ihre geistige Einheit und politische Stoßkraft. Dadurch aber, daß die Schweiz die gemeinsame Schriftsprache ihres großen Nachbarstaates, das Hochdeutsche, auch zu der ihrigen machte, und nicht irgend eine schweizerische Mundart, die ob ihrer örtlichen Begrenzung hätte verkümmern müssen, sicherte sie sich für alle Zukunft die Verbindung mit dem gesamten deutschen Geistesleben. Auch nach dem 16. Jahrhunderte bewegt sich die Geschichte beider Staaten lange in ziemlich konvergenten Bahnen. Erschlaffung, Uneinigkeit, soziale und politische Umwälzungen kennzeichnen die Periode, die den Tagen der religiösen Wirren folgt und zwingt die Streitenden in der Folgezeit mit allen Mitteln an der Ueberwindung der Spaltung zu arbeiten. Desgleichen hatte die grosse *humanistische* Bewegung Deutschland wie die Schweiz ergriffen. Johannes Reuchlin wirkte zeitweise als Professor in Basel für die Verbreitung der neuen Ideen, Erasmus von Rotterdam läßt sich sogar von 1516 an dauernd in Basel nieder und der gelehrte, aber sittenlose Ulrich von Hutten findet in Zürich ein Asyl und auf der Insel Ufenau seine letzte Ruhestätte. Dann beginnt für beide Völker die Zeit des wachsenden Einflusses Frankreichs, der sich bis zur völligen Bevormundung steigert. Die herrschende Sprache und Bildung der Gesellschaft wird die französische und mit dem Umschwung in der geistigen Welt vollziehen sich bedeutsame Wandlungen auf politischem und sozialem Gebiete. Das gesamte Deutschtum verhält sich in dieser Zeit wesentlich passiv und rezeptiv. An dem geistigen Aufschwung Deutschlands im 18. Jahrhundert nahm die Schweiz regen Anteil. Man denke an den Kampf der beiden Zürcher Professoren Bodmer und Breitinger gegen die literarische Diktatur Gottscheds. Haller, Lavater, Johannes von Müller, Pestalozzi wußten sich in ihren Ideen und Bestrebungen eins mit den gleichzeitigen Förderern deutschen Geisteslebens. Die französische Revolution spielt in schlimmster Weise nach Deutschland und nach der Schweiz hinüber; die alten morsch gewordenen staatlichen Gebäude kommen ins Wanken und brechen in beiden Ländern zusammen. Das Schicksal der deutschen Staaten zur Zeit Napoleons I. ist bekannt, sowie die Gründung der helvetischen Republik und die Vernichtung aller ehrwürdigen und politischen Einrichtungen in der Schweiz durch den französischen Machteinfluss. Das 19. Jahrhundert stellt beiden Staaten die gleiche Aufgabe, nämlich das Zertretene und Zersörte wieder aufzubauen, sich innerlich zu erneuern, nach Einheit und Selbständigkeit zu ringen und durch engen Zusammenschluß aller nationalen Kräfte in Zu-

kunft jedem Feind den Einbruch in die Landesgrenzen zu verwehren. Dieser Gleichlauf der Geschichte war sicher kein bloßer Zufall. „Die Eidgenossenschaft hatte,“ wie Blocher bemerkt, „bei ihrer Abtrennung vom deutschen Reiche dieselben Lebenskeime und dieselben Aufgaben mit auf den Weg bekommen, die im Reiche selbst lagen.“<sup>4)</sup>

Und mögen nun auch Deutschland und die Schweiz in der Gegenwart starke Gegensätze aufweisen und beide Länder zur Wahrung ihrer Interessen verschiedene Wege verfolgen, so bleibt doch immer *ein* Faktor bestehen, der die deutsche Schweiz aufs engste mit seinem nördlichen Grenznachbarn verbindet: *die Sprache*. Sie ist eine der stärksten gemeinschaftbildenden Mächte, die es gibt. Das haben die tüchtigsten Geister von jeher mit allem Nachdruck hervorgehoben. Alexis de Tocqueville sagt in seinem Werke *La démocratie en Amérique*: *Le lien du langage est peut-être le plus fort et le plus durable qui puisse unir les hommes* (die Sprache ist vielleicht das stärkste und dauerhafteste Band, das Menschen verbinden kann). Fichte in der dreizehnten Rede an die deutsche Nation formuliert den gleichen Gedanken dahin: „Die ersten, ursprünglichen und wahrhaft natürlichen Grenzen der Staaten sind ohne Zweifel ihre innern (geistigen) Grenzen. Was dieselbe Sprache redet, das ist schon vor aller menschlichen Kunst vorher durch die bloße Natur mit einer Menge von unsichtbaren Banden aneinandergeknüpft; es versteht sich untereinander und ist fähig, sich immerfort klarer zu verständigen, es gehört zusammen und ist natürlich eins und ein unzertrennlich Ganzes...“ Und der große Historiker Theodor Mommsen schreibt: „Es ist ein psychologisches Rätsel sowohl wie eine historische Tatsache, daß es kein stärkeres politisches Bindemittel gibt als die Sprache.“<sup>5)</sup> Wer bisher bei uns an die elementaren Gewalten, die in einer Sprache liegen, nicht glauben wollte, hat es in diesem Weltkriege aus den Sympathiekundgebungen unserer welschen Miteidgenossen zur Genüge erfahren können.

Mit der Sprache fließt nun zugleich auch ein ganzer Strom gleichgearteter Gedanken und Gefühle von einem Volke auf das andere über und es entsteht, bei aller Verschiedenheit der staatlichen Verfassungen, ein lebhafter Ideenaustausch, eine Art Lebensgemeinschaft. Sind wir Deutschschweizer nun auch in erster Linie die Empfangenden, so hat sich doch anderseits auch auf unserm Boden manch stolze Tanne kraftvoll entwickelt, deren Wipfelrauschen das deutsche Ohr ebenso angenehm berührte, wie das der einheimischen Eichen im deutschen Dichterwald. Konrad Ferdinand Meyer, Gottfried Keller, Heinrich Federer und andere

<sup>4)</sup> A. a. O. S. 8.

<sup>5)</sup> Vgl. Blocher. A. a. O. S. 10.

ragen ebenso tief in die deutsche als in die schweizerische Literatur hinein. Das Gleiche gilt für die Gebiete der Malerei, der Volkskunde, des Volksliedes, des Naturempfindens, des Rhythmus in der Musik und im Versbau u. s. w.; überall finden sich starke Brücken, die von der germanischen zur deutschschweizerischen Volksseele hinüberführen und umgekehrt. Charakteristisch für die geistigen Beziehungen beider Länder zu einander ist ein in der Dezembernummer der „Süddeutschen Monatshefte“ (1915) zum erstenmal veröffentlichter Brief von Konrad F. Meyer an den Germanisten Mathias Lexer, damals Universitätsprofessor in Würzburg. Dieser hatte dem Schweizerdichter die herzlichsten Glückwünsche entboten anlässlich seiner Ende November 1888 erfolgten Ernennung zum Ritter des bayerischen Maximilians-Ordens für Wissenschaft und Kunst. Meyer gab darauf folgende Antwort: „Ihre Karte vom 9., verehrter Herr, gab mir die erste Nachricht von der mir zuteil gewordenen Auszeichnung, die mir aufrichtig Freude macht, wie auch mein durch Sie vermittelter Eintritt in das Grimmsche Wörterbuch, dessen erschienene Hefte ich besitze, mich höchlich erfreut hat. *Beides bezeugt die geistige Zugehörigkeit der deutschen Schweiz zu Deutschland, die für mich ein Glaubensartikel ist.*“ Und bereits im September des vorigen Jahres 1887 hatte Meyer an H. Blümner geschrieben: „Auch ganz abgesehen von meinem persönlichen Verhältnisse zur deutschen Literatur, habe ich die allgemeine Ueberzeugung, daß Zusammenhang und Anschluß an das große deutsche Leben für uns Schweizer etwas Selbstverständliches und Notwendiges ist. Ja, ich habe die Stärkung dieses Bedürfnisses stets als den genauen Gradmesser gründlicher Bildung betrachtet.“

Dieser geistige Zusammenhang wird bei aller Verschiedenheit der staatlichen Einrichtungen und der staatlichen und sozialen Anschauungen hüben und drüben auch nach dem Weltkrieg bestehen bleiben, mögen die Würfel so oder anders fallen. Die Schweiz ist ein Staatswesen gemischter Art und gewährt starken undeutschen Einflüssen volle Gleichberechtigung. Aber der Deutschschweizer hat trotz seines langen und glücklichen Zusammenlebens mit dem welschen Miteidgenossen sich in Sitten, Sprache, Anschauung und Charaktereigenschaften nicht verändert. „Unser Staat“, sagt sehr richtig Blocher, „ist ein deutsch-welsches Gebilde; wir selbst nicht, die Schweiz ist dreisprachig, dreivölkisch, die Schweizer sind einsprachig und einvölkisch.“<sup>6)</sup> Um eine Vermischung, oder ein Aufgehen der deutschen Schweiz in den deutschen Staat braucht aber darum niemand bange zu sein; denn bei aller Geistesverwandtschaft finden sich so viele Unterschiede lokaler, kultureller und politischer Natur, daß man seinem innersten Wesen untreu werden

<sup>6)</sup> A. a. O. S. 15.

mußte, wollte man an eine derartige Verbindung auch nur denken. Die Tatsache des Zusammenschlusses dreier Kulturen darf keine zu tiefen Bedenken erwecken, denn die Aufgabe friedlicher Zusammenarbeit und Durchdringung verschiedener Volksstämme hat die Schweiz mit einem halben Dutzend anderer Staaten, wie Belgien, Elsaß-Lothringen und besonders mit Oesterreich-Ungarn gemeinsam. Ganz einsprachige Staaten gibt es in Europa äußerst wenige. Sonst müssen sich überall verschiedene Nationalitäten zu vertragen suchen. Es wird daher auch stets die unverbrüchliche Aufgabe der deutschen Schweiz bleiben, kraft der historischen Gestaltung und den Grundsätzen der heutigen Eidgenossenschaft sich mit der gleichberechtigten romanischen Minderheit friedlich auseinanderzusetzen, ohne dabei die eigenen Rechte preiszugeben, oder die anderer verletzen zu lassen.

Es hat nun gerade für den Deutschschweizer ein eigenes Interesse, die Physiognomie der alten Germanen zu studieren, zumal er sich rühmen kann, dem ursprünglichen Typus germanischen Wesens näher zu stehen, als der heutige Deutsche selbst. Auf ihn findet in besonderer Weise das Wort des Tacitus Anwendung: Die Germanen seien ein gesonderter, ungemischter und nur sich selbst gleichender Menschen-schlag. Kraft seiner staatlichen Abgrenzung vermöchte sich das schwäbische Alemannentum in der Schweiz leichter vor Verflachung zu bewahren als in Deutschland. „Je mehr sich draußen durch das Zusammenleben der deutschen Stämme im festgefügtten Reich die Gegensätze ausgleichen,“ sagt Blocher, „je mehr das jedem Winkel Deutschlands besondere Wesen abgeschliffen wird, desto deutlicher hebt sich unsere alemannisch-oberdeutsche Art ab. Wir können namentlich als Bürger eines kleinen Staates ursprünglich deutsche Züge bewahren, die man draußen dem Reichsgedanken und der Großmachtpolitik geopfert hat.“<sup>7)</sup> Und gerade diese Erhaltung altdeutscher Art gibt dem Deutschschweizer einen von dem Wesen des heutigen Deutschen vielfach abweichenden eigenen Charakter. Der echte alemannische Schweizer liebt eine gewisse Einfachheit und Schlichtheit im Auftreten, Reden und Handeln, stößt, in Ermangelung des Großgrundbesitzes und der eigentlichen Großstadt auf keine so schroffen Gegensätze in den wirtschaftlichen Zuständen wie in Deutschland, und findet, bei der Gleichstellung aller Bürger unter einander, in viel leichter Weise den Anschluß an den Mitmenschen, als dies bei den äußersten Gegensätzen der Stände und Klassen im Ausland der Fall ist.

Wenn sodann einer der hervorragendsten Charakterzüge des altgermanischen Geistes die Tendenz zum Individualismus gewesen, so

<sup>7)</sup> A. a. O. S. 15.

muß man wieder sagen, daß dieser Zug sich bei den schweizerischen Alemannen wie kaum sonst in einem geordneten Staate erhalten hat. Wie sehr ist man bei uns auf die Erhaltung aller Sonderrechte und Freiheiten erpicht, wie abgeneigt aller Gleichmacherei, wie wehrt man sich gegen starke Zentralgewalten, alles Faktoren, mit denen sich die romanischen Nachbarvölker, kraft der von Rom ausgegangenen, durch das Mittelalter sich hinziehenden Gewohnheit viel leichter abfinden und die auch im heutigen deutschen Reiche von einflußreichster Bedeutung geworden sind. „Neben all diesen Erscheinungsformen aber,“ bemerkt Blocher, „mag man sie als Kantönligeist, als Lokalpatriotismus, als Partikularismus, als Föderalismus, als Heimatliebe und Heimatstolz bezeichnen, steht wieder die erstaunliche staats- oder doch gemeinschaftbildende Fähigkeit der deutschen Schweizer mit ihrem so entwickelten Orts- und Gemeindeleben.“ Endlich kennzeichnet den konservativen Charakter des deutschschweizerischen Volkstums auch das Festhalten an der heimatlichen Umgangssprache neben der notwendigen Schriftsprache, im Gegensatz zu andern Ländern Europas und der französischen Schweiz, wo die Mundarten immer mehr verkümmern.

Der letzte und markanteste Zug schweizerischer Eigenart kommt in unserm *Volksstaat* zum Ausdruck. Er zeigt besser als jeder andere das zähe Festhalten am altgermanischen Wesen und zugleich den durchgreifenden Unterschied zwischen einem Schweizer und einem Reichsdeutschen. „Was unserem heutigen Volksstaat sein Gepräge gibt,“ sagt wieder Blocher,<sup>8)</sup> das ist neben dem mittelalterlich-bundesstaatlichen Wesen der Eidgenossenschaft die möglichst wirksame und möglichst unmittelbare Beteiligung des ganzen Volkes an Gesetzgebung und Verwaltung des Staates. Das findet sich wenigstens diesseits des Weltmeeres nirgends. Und das haben wir selbst geschaffen. Denn Volksabstimmung, Volksbegehren und Volkswahlen, kurz der Volksstaat, wie er aus den Verfassungskämpfen seit 1830 hervorgegangen ist, sind nichts anderes als eine Uebertragung der altschweizerischen Landsgemeindeeinrichtungen auf die früheren Städtkantone und die neuen Kantone der Eidgenossenschaft und schließlich auf den Bund selbst, Einrichtungen, die übrigens früher auch in den Städtkantonen Zürich, Bern, Luzern, Freiburg und andern bestanden haben. Denn tief bis ins 16. Jahrhundert hinein dauerten in Zürich bei wichtigen Anlässen die Volksbefragungen, d. h. die Abstimmungen der Gemeinden des ganzen Landes. Im Kanton Bern wurde das Landvolk zum letztenmal 1610 zur Abstimmung gerufen. Wie bei den Landsgemeinden kamen die Männer der bernischen Aemter unter freiem Himmel an der uralten Malstätte des

<sup>8)</sup> A. a. O. S. 22 f. und S. 25.

Bezirk zusammen .... Diejenigen unserer Kantone aber, die noch heute die Landsgemeinde haben, können sich rühmen, daß bei ihnen die älteste politische Einrichtung der germanischen Welt fortlebe und so fortlebe, wie Tacitus sie vor achtzehnhundert Jahren beschrieben hat.“ Und in der Tat, wenn man das 11. Kapitel der Germania über die „Volksversammlung“ der alten Deutschen liest und einer Landsgemeinde beiwohnt, so muß man sagen, daß mancher Zug, bis zum Verwerfen eines Antrages durch Murren, urgermanisch ist. Wer etwa versucht wäre den Deutschschweizer mit einem Reichsdeutschen zu verwechseln, dem hätte z. B. die diesjährige obwaldnerische Landsgemeinde so recht den Unterschied beider Volkstypen, wenn auch nur in einer bloß äußern Gegenüberstellung, zum Bewußtsein bringen können. Bei der Tagung auf dem historisch berühmten Landenberg waren nämlich auf der Tribüne zur Rechten der Behörden auch eine Anzahl deutscher Internierter-Offiziere anwesend. Sie folgten mit großem Interesse dem Gang der Verhandlungen und gaben ihrem Staunen und ihrer Verwunderung in einem oft schwer definierbaren Lächeln Ausdruck, wenn mitten aus dem Landsgemeindekreis heraus ein Bäuerlein auf die Tribüne der Ratsherren stieg und in bald glücklichen, bald weniger glücklichen Argumenten das Volk zur Verwerfung des von der Behörde empfohlenen Gesetzes aufmunterte. Für die meisten dieser nach strengen Staatsnormen erzogenen, an eine eiserne Disziplin gewöhnten deutschen Kämpen war das ein neues, ungewohntes Schauspiel, und die wenigsten aus ihnen ahnten wohl, daß sich hier eine ziemlich naturgetreue Szene uralten germanischen Volkslebens vor ihren Augen abspielte.

Unsere kurze Parallele läßt zur Genüge erkennen, daß im Rahmen des germanischen Gesamtbildes, wie wir es im Folgenden zu zeichnen versuchen, auch ein Stück deutschschweizerischen Lebens zur Darstellung gelangt, freilich nicht in seiner Vollständigkeit und Abgeschlossenheit, sondern nur in gewissen Wesenselementen, in einigen kräftigen, unzerreißbaren Fäden, wie sie die Vorsehung und das Völkergeschick in das Grundgewebe beider Völker hineingewoben hat. Wir verzichten darauf, bei den einzelnen Kapiteln auf die Verwandtschaft des deutschen Wesens mit dem unsrigen näher hinzuweisen, ein jeder wird selbst imstande sein, die übereinstimmenden oder differenzierenden Merkmale herauszufinden. Unser Hauptaugenmerk gilt, nachdem wir die beiderseitigen Beziehungen festgestellt, den Germanen ganz im allgemeinen, zu deren Behandlung wir nun, unter Zugrundelegung der oben angegebenen Gesichtspunkte übergehen.<sup>9)</sup>

<sup>9)</sup> Die Kapitel IV und V, über Germanenmoral und Germanenreligion, werden wir, um den Umfang des uns zu Gebote stehenden Raumes nicht zu überschreiten, als Beilage zum nächsten Jahresbericht folgen lassen.

## I.

## Germanengestalt und Germanengeblüt.

Den Römern, einem verhältnismäßig kleinen Menschengeschlag, fielen von jeher die nordischen „Barbaren“ durch ihre Körpergröße, physische Stärke und rohe Naturkraft auf. „Was hätte wohl der kleine römische Mann gegen den hochwüchsigen Germanen unternehmen können?“ fragt noch im 3. Jahrhundert n. Chr. der Geschichtsschreiber Herodian.<sup>1)</sup> Tacitus' kurze aber prägnante Zeichnung ihrer Körperbeschaffenheit läßt die alten Germanen mit einer gewissen Plastizität vor unser Auge treten: „Ihre Leibesgestalt ist bei einer so großen Menschenmenge durchwegs die gleiche, alle haben trutzige, blaue Augen, helle Haare und einen hohen stattlichen Wuchs.“<sup>1a)</sup> Die Chatten zeichnen sich nach Tacitus durch eine ganz besondere physische Kraft aus. „Es sind auffallend kräftige, sehnige Menschen mit festen Gliedmassen, ihre harten Züge verraten zähe Willenskraft.“<sup>2)</sup> Die Schriftsteller der frühern und spätern Perioden erwähnen des öftern die Hünengestalt der rauhen Nordlandssöhne; Ausdrücke wie: *immani, ingenti corporum magnitudine, mirifica corpora, inusitata corporum magnitudo, procera et immania membra, Batavi immensis corporibus...*; *Alamannia robusti et celsiores... grandissimis illi corporibus freti* u. s. w. kehrten immer wieder.<sup>3)</sup> Juvenal preist das Feldherrengehirn und die Tatkraft des Marius ob seines Sieges über so gewaltige Menschen und schildert:

„Wie zu der Walstatt hin und der Kimbern Leichen die Raben  
Flogen, die nimmer zuvor so riesige Leiber benagten.“

Und das Staunen ob diesen Gestalten war nur zu berechtigt. Mit Palmbäumen hatte der Araber die hochgewachsenen Nordmänner verglichen.<sup>4)</sup> Sechs bis sieben römische Fuß war ihr gewöhnliches Maß, bei den Burgundern, nach Ammianus Marcellinus durchweg sieben.

1) 6,7.

1a) Germania, Cap. 4.

2) Ebds. Cap. 30.

3) Vgl. die Belegstellen bei K. Zeus: Die Deutschen und die Nachbarstämme S. 50 f.

4) Vgl. Zeus. Ebds.

Der Gothe Maximin, der im römischen Heere diente und sich sogar auf den römischen Kaiserthron schwang, soll acht Fuß hoch gewesen sein, und noch von Karl dem Großen berichtet sein Biograph Eginhard, daß er durch kraftvollen Körperbau, hohe Statur hervorragte und die Leibeslänge sieben seiner eigenen Füße betrug. Diesen gewaltigen Gliedern entsprach auch die körperliche Stärke. Beim Zusammenstoß des römischen Konsuls Catulus mit den Kimbern an der Etsch rissen letztere Baumstämme samt den Wurzeln aus der Erde, oder ergriffen Felsblöcke und schleuderten sie in den Fluß, um die von den Römern erbaute Brücke zu zerschmettern. Ein altes Glarnergeschlecht hat, wie Arnold<sup>5)</sup> berichtet, bis auf unsere Tage eine Tanne im Wappen, weil der Ahnherr anlässlich eines Kampfes mit den Schwyzern eine Tanne samt den Wurzeln aus der Erde gerissen und damit seine Feinde in die Flucht geschlagen habe. Auch Ammian erzählt aus den Kriegen Julians, daß gefangene Alemannen Baumstämme von vierzig Fuß Länge und darüber mit Leichtigkeit auf den Schultern getragen und zu den Festungsbauten herbeigeschleppt hätten.<sup>6)</sup>

Der Grund ihrer kraftvollen Entwicklung liegt nach Tacitus in der *Rassenreinheit*. „Ich trete der Ansicht jener bei, die die germanische Bevölkerung, durch keine Mischung des Blutes mit fremden Nationen verdorben, für einen ganz eigenen, reinen und nur sich selbst gleichen Menschengeschlag halten.“<sup>7)</sup> „Die Trevirer und Nervier,“ bemerkt er C. 28, „sind auf ihren angeblich germanischen Ursprung ungemein stolz, gleich als ob sie durch solchen Adel des Blutes aus der Verwandtschaft mit den unkriegerischen Galliern ausschieden.“ Ferner trägt dazu auch der Umstand bei, daß die germanische Mutter, wie Tacitus betont, ihren Säugling an der eigenen Brust nährt und nicht Mägden und Ammen übergibt, wie in Rom.<sup>8)</sup> Aus dem Quell, dem das Leben entsprungen, trinkt das Kind auch Jugendkraft. Jede Verweichlichung bei der Erziehung ist ausgeschlossen. „Unbekleidet und ärmlich wachsen alle zu den Leibern und Gliedmassen heran, die unsere Bewunderung erregen. Herren und Knechte unterscheiden sich durch keinerlei Feinheiten der Erziehung, unter denselben Haustieren, auf dem gleichen Boden tummeln sie sich herum, bis das reifere Alter die Freigeborenen ausscheidet, ererbter Heldensinn sie kenntlich macht.“<sup>9)</sup> Von gleich gesunden Grundsätzen ist auch die weitere Entwicklung der Jugend geleitet. „Spät erst lernt der Jüngling die Liebe kennen; daher die unerschöpfliche Mannes-

<sup>5)</sup> Deutsche Urzeit. 2. Aufl. S. 264 f.

<sup>6)</sup> Ebds. S. 265.

<sup>7)</sup> Germania, Cap. 4.

<sup>8)</sup> Ebds. Cap. 20.

<sup>9)</sup> Ebds.

kraft. Auch die Jungfrauen werden nicht frühzeitig verlobt. Sie stehen den Jünglingen an blühender Jugend und hohem Wuchs nicht nach. In ebenbürtiger Gesundheit schließen sie den Ehebund und in den Kindern spiegelt sich die Leibeskraft der Eltern wieder.“<sup>10)</sup>

Neben der Körpergestalt und Größe bewunderten die Römer an den Germanen das goldgelbe Haar, die blauen Augen, die zarte, weiße Hautfarbe und die edeln schönen Gesichtszüge. Ständig kehren bei den Autoren die Ausdrücke: *rufus crinis*, *flava caesaries*, *rutilae comae* wieder; sie sprechen vom *auricomus Batavus*, *flavorum genus Usipiorum*, von den *flavi Suevi* und *Sicambri* u. s. w.<sup>11)</sup> Die gothischen Völker sollen, nach Prokopius sich alle insgesamt durch ihre weiße Körperfarbe und blonden Haare ausgezeichnet haben. Priscus sah zu Rom den Sohn des Frankenkönigs, dessen blondes Haar in großen Wellen auf die Schultern herabfloß. Die Jungen der Galater, unter denen Diodor hier die Germanen meint, sind zuerst gar weißköpfig. „Der rötlich-gelbe germanische Volksschlag ragt durch die außerordentliche Größe seiner Nachkommenschaft hervor, deren rötliche Farbe aber gegen Gallien hin abnimmt,“ sagt Manilius Astronomicus, weshalb Galenus die Germanen geradezu feuergelb genannt wissen wollte. Die Gallier, die im Triumphzuge des Caligula Germanen vorstellen sollten, mußten sich, nach Suetons Bericht, um wie Germanen auszusehen, erst rot färben. Die blonden germanischen Haare, die namentlich den Frauen gut gefielen, kamen auch zu Rom in Mode. Die galantesten Römerinnen trugen falsche Haare, die sie aus Germanien kommen ließen und versuchten die ihrigen durch Anwendung von Pflanzensaft blond zu färben. Was die trutzigen blauen Augen betrifft, von denen Tacitus spricht, so war bereits Caesar die Wildheit und durchdringende Kühnheit ihres Blickes aufgefallen. Die Römer, die sich bei den Galliern nach den Germanen erkundigten, vernahmen von jenen, daß sie von gewaltiger Körpergröße und Tapferkeit seien; oft hätten sie es mit ihnen aufgenommen, aber nicht einmal ihren Blick und das Feuer ihrer Augen ertragen können.<sup>12)</sup> Auch Horaz erwähnt in seinen Epoden<sup>13)</sup> „die blauäugigen Horden der rauhen Germania“ und Juvenal fragt in der 13. Satire:<sup>14)</sup>

Wen setzt der Deutschen blaues Augenpaar  
In Staunen, wen des Kopfes gelber Schmuck....  
Da alle gleich gebildet die Natur?

10) Ebds.

11) Belegstellen bei Zeus A. a. O. S. 51 f.

12) Caesar, B. G. I., S. 39.

13) XVI, 7.

14) Vers 164 ff.

Endlich offenbarte sich auch in den Gesichtszügen der Germanen ein gewisser Adel, eine unverkennbare Schönheit. Insbesondere müssen die gothischen und vandalischen Frauen durch ihre äußere Erscheinung geradezu bezaubernd auf die Römer gewirkt haben, sagt doch Prokopius<sup>15)</sup>, ihre Schönheit sei so groß gewesen, daß man noch keinen Menschen so schön gesehen, und den jüngern Maximus Thrax betrachtete Julius Capitolinus geradezu als eine vom Himmel herabgestiegene Göttergestalt (velut divinitus lapsam). Schönheit, Anmut und Würde zierten vorab die Töchter des Sachsenvolkes, so heißt es von der hl. Bathilde: „Da sie dem sächsischen Geschlechte entstammte, zeichneten sie angenehme, überaus zarte Körperformen, Anmut der Gesichtszüge, Heiterkeit des Blickes und Ernst des Auftretens aus.“<sup>16)</sup> Ueberhaupt müssen gerade die Sachsen ein prächtiger Volksschlag gewesen sein, singt doch Alcuin von ihnen:

Est antiqua, potens bellis et corpore praestans  
Germaniae populos gens inter et extera regna,  
Duritiam propter dicti cognomine Saxei.  
Mächtig im Krieg und alt, hervor durch Schönheit des Leibes  
Unter Germaniens Völkern und unter den andern ragend,  
Werden sie Sachsen genannt ob des Mutes unbeugsamer Härte.“<sup>17)</sup>

Was Tacitus von der physischen Beschaffenheit und Gleichartigkeit der germanischen Völkerschaften berichtet, hat 1800 Jahre später die naturwissenschaftliche Forschung, besonders auf Grund der Schädelmessungen, glänzend bestätigt. Sämtliche den Reihengräbern der Wanderzeit entnommenen Germanenschädel zeigen die nämliche Rassen-eigentümlichkeit und eine vollkommene Uebereinstimmung im Langbau. Dieses letzte Moment, die sogenannte Dolichocephalie, ein charakteristisches Merkmal der germanischen Rasse, bleibt allerdings bei Tacitus unerwähnt. Auch die in den letzten Jahrzehnten gemachten archeologischen und anthropologischen Funde am Niederrhein und anderswo, machen es wahrscheinlich, dass bei einigen deutschen Stämmen ein Mittelmaß von 1,95 m bei den männlichen und von 1,85 m bei den weiblichen Erwachsenen anzunehmen ist. Während zur Zeit des Tacitus die heute so viel umstrittenen Begriffe von „Rasse“ und „Volk“ bei den Germanen noch zusammenfielen, konnten letztere im weiteren Verlauf ihrer Geschichte die Reinheit ihres Blutes nicht mehr bewahren und die von Jahrhundert zu Jahrhundert zunehmende Mischung läßt sich auch an zahl-

<sup>15)</sup> Gothenkrieg III, 2.

<sup>16)</sup> Vita S. Balth. 2. Vgl. Dr. L. Wilser: Die Germanen, II. Bd. S. 158.

<sup>17)</sup> Wilser, A. a. O. S. 160.

reichen Schädeln aus Gräften, Beihäusern und Friedhöfen mit mathematischer Sicherheit nachweisen.<sup>18)</sup> Die Abweichungen von dem frühern Typus zeigt sich auch in der vielfach dunkeln Farbe, die man bei einem Teil der jetzt lebenden Bevölkerung, besonders im Süden Deutschlands, wahrnehmen kann.

Allein trotz der verschiedenen Differenzierungen lassen sich doch bis auf den heutigen Tag die charakteristischen Eigenschaften der Stammheimat an den Germanen des zwanzigsten Jahrhunderts noch deutlich erkennen. Gerade der Weltkrieg hat Germanengestalt und Germanengeblüt wiederum schärfer in die Erscheinung treten lassen und zu interessanten Parallelen zwischen einst und jetzt geführt. Diese erstrecken sich nicht bloß auf die heute noch so zahlreich vorkommenden charakteristischen deutschen Augen und Haare, von denen mir ein teurer Schüler aus dem Felde schrieb, er singe so gerne die Strophe eines beliebten Soldatenliedes:

Blond der Haare, Blau der Augen,  
Macht den Deutschen, wie es heißt,  
Besser zu Wahrzeichen taugen  
Deutscher Sinn und deutscher Geist, —

sondern auch auf den hohen Wuchs und die kernhafte Gestalt zahlreicher germanischer Kraftmenschen. Von besonderem Interesse ist, daß wiederum einem Südländssohn die germanische Eigenart und die frappante Ähnlichkeit zwischen dem alten und modernen Germanen in die Augen sticht. Im „Giornale d'Italia“ veröffentlicht sein Berliner Korrespondent G. Cabasino-Renda, der den westlichen Kriegsschauplatz, insbesondere die deutschen Schützengräben bei Toul, besucht hatte, im November 1914 einen hübschen Brief, in dem er seiner Verwunderung darüber Ausdruck gibt, daß er immer wieder dem „modernen Arminismus“ begegne. „Der Kommandant der Batterie, der von einem Erkundigungsritt zurückkehrt, ist ein rötlicher Koloß mit hellen und heiteren Knabenaugen, der aus einem Bilde Anton von Werners zu stammen scheint. Schon seit meiner Ankunft auf dem Kriegsschauplatz hat mich diese „physische Offenbarung“ der Deutschen überrascht. So oft ich an einem Straßenrand in der lothringischen Ebene eine Schwadron Ulanen oder Dragoner, ein Infanterieregiment oder eine Batterie vorüberziehen lassen mußte, beobachtete ich diese Kolosse mit den langen blonden oder rötlichen Bärten und den großen hellblauen Augen, die wir

<sup>18)</sup> Vgl. Ranke: Frühmittelalterliche Schädel und Gebeine aus Lindau (Beiträge z. Anthr. u. Urg. Bayerns XII. 3/4 1898. Weitere Literaturangabe bei Wilser, a. a. O. Bd. I, S. 45.

nur von den Bildern der alten Germanen her kannten und fragte mich: „Wo sind diese Leute nur hergekommen?“ Ich lebe seit zehn Jahren in Deutschland und bin ihnen nicht begegnet. Jetzt sind sie in Scharen von den bayrischen Alpen, aus den schwäbischen Bergen, aus den rauen Höhen Schlesiens und den brandenburgischen Wäldern herbeigeströmt, die in der Reinheit des Landlebens die Körperlinien der Rasse, die in den Großstädten verloren gehen, bewahrt haben. Aber diese Erklärung genügt noch nicht, ich fand sie erst ganz, als ich meinen lieben Berlinerfreunden begegnete, die ich in untadeliger Eleganz und mit eleganter Blasiertheit habe ausreisen sehen, und die ich hier nun bärtig, kräftig und robust wiederfand, kaum noch zu unterscheiden von den Bergbewohnern oder den Bergleuten, ihren Kameraden. Ein paar Monate Leben in dieser Umgebung hatte genügt, den „mondänen“ Lack von den Deutschen zu nehmen und ihm sein wahres Aussehen wieder zu geben, den des antiken Kriegers, für den auch die so einfache Felduniform zu modern scheint und Fell und Axt fast besser passen würden. Die Deutschen haben als „Meister der Kultur“, wie Emerson es ausdrückte, „das Gewissen Europas“ werden können und „blieben doch das einzige Kriegsvolk in Europa. Das erklärt vieles.“<sup>19)</sup>

<sup>19)</sup> Vgl. „Neue Zürcher Nachrichten“, November 1914.

## II.

### Germanenheer und Germanenwehr.

Ob die Deutschen „das einzige Kriegsvolk Europas“ geblieben, wie Emerson meint, lassen wir dahingestellt; ihr unbezwingbarer Freiheitsdrang, ihr stürmisches Naturell, sowie ihre hohe kraftvolle Statur schien sie allerdings von Anfang an gleichsam dazu vorherbestimmt zu haben. Der Krieg war der Lebensnerv, die Hauptleidenschaft der deutschen Stämme; im Kriege brach die rauhe Naturkraft am unmittelbarsten hervor. Ohne organisierte Kriegführung, ohne Erfahrung, mit mangelhafter Bewaffnung, als echte Naturkinder mit mehr Leidenschaft als Besonnenheit kämpfend, widerstanden sie erfolgreich der überlegenen Kriegskunst der Römer, ihrer ausgebildeten Strategie und Taktik, ihren geschulten und disziplinierten Heeren, die sich auf allen Schlachtfeldern Lorbeeren geholt und brachten sie schließlich zu Falle. Bei ihrer reichen Veranlagung, Bildungsfähigkeit und Vielseitigkeit sind nun allerdings die Germanen nie ganz im Kriegshandwerk aufgegangen, sie haben vielmehr im Laufe der Jahrhunderte sich weiser Zurückhaltung und Mäßigung beflissen und die Segnungen des Friedens und des staatlichen Gedeihens den Schrecken des Krieges und dem Greuel der Verwüstung vorgezogen. Dabei ist aber der kriegerische Geist nicht eingeschlafen, sondern stets durch eine energische militärische Schulung, besonders im letzten Jahrhundert, rege erhalten worden, und gleich beim ersten Einfall erobersüchtiger Mächte in Deutschland brach er mit solcher Wucht hervor, daß jedermann erkennen konnte, wie wenig der ursprüngliche Einschlag in dem Grundgewebe germanischen Volkscharakters von seiner alten Kraft verloren hatte.

Wie nun diese Kraft beschaffen gewesen, darüber geben uns Tacitus und andere Römer genügenden Aufschluß. Keine Seite germanischen Wesens hat der große römische Historiker so eingehend behandelt wie diese, handelte es sich für ihn doch darum, den Zeitgenossen das Bild eines kriegerisch aufblühenden Volkes vor die Seele zu führen, das Rom in seiner Existenz bedrohte, und sie zu mahnen, daß es für sie keine wichtigere Frage der äußern Politik gebe, als die durch den nordischen Gegner geschaffene.

Der alte Germane wurde von Jugend auf an den Gebrauch der Waffen gewöhnt. Schwerttanz, Waffenspiel, kriegerische Uebung,

Jagd auf wilde Tiere und besonders die häufigen Kriege, wovon Tacitus in verschiedenen Kapiteln seiner *Germania* erzählt, boten reiche Gelegenheit sich im Waffenhandwerk zu üben. Nirgends, sagt er, sei es in öffentlichen Angelegenheiten, sei es in eigener Sache, erscheinen die Germanen ohne Waffen. Diese darf der Jüngling jedoch erst dann tragen, wenn ihn die Gemeinde für wehrfähig erklärt hat. Es schmückt ihn in der allgemeinen Versammlung ein Edelmann, der Vater oder ein Verwandter mit Schild und Speer; das ist seine „männliche Toga“, das der Jugend erster Ehrentag. Von da an legt der Jüngling die Waffen nicht mehr ab. Bewaffnet nimmt er an den Gastmählern, bei der Rechtsprechung, an den Versammlungen, an Opfern und Spielen teil, auf die Waffen legt er als etwas Heiliges den Eid ab, Waffen sind die Weihegeschenke der Verlobten, mit den Waffen gibt er seinen Beifall zu erkennen, die Waffen nimmt er mit ins Grab. Der Heerdienst ist Recht und Pflicht für alle Freien. Bei Anlaß eines nationalen Krieges wird der Heerbann aufgeboden, wobei alle erscheinen. Sie sind nach Hundertschaften geordnet und zwar meist auf Grund der Geschlechtsverwandtschaft oder des Sippenverbandes, um so eine größere Tapferkeit in der Verteidigung ihrer Angehörigen an den Tag legen zu können. Bei einem großen Kriege zieht das ganze Volk aus, die Wagen, auf denen man das Gepäck und die Weiber und Kinder mitführt, dienen zur Herstellung der Wagenburg. Feigheit und Verrat gelten als Kapitalvergehen. Das Schlimmste ist der Verlust des Schildes, ohne ihn darf keiner an einer Kultfeierlichkeit teilnehmen, sich in keiner öffentlichen Versammlung zeigen; mancher in der Schlacht unverletzt gebliebene Krieger gibt sich, um der Verachtung zu entgehen, selbst den Tod. Besondern Mut verlangt man von den Heerführern. Sie werden nach Maßgabe ihrer kriegerischen Tüchtigkeit gewählt und wirken mehr durch ihr Beispiel als ihr Kommando. Der Ehrgeiz der Fürsten geht besonders dahin, eine möglichst große Schar von Kriegern um sich zu haben, und der Ruhm eines schlagfertigen Gefolges verbreitet sich weit über die Stammesgrenzen hinaus; man bewirbt sich um ihre Freundschaft und der bloße Name genügt oft, um einen Krieg im Keime zu ersticken. Wie tief das Kriegshandwerk dem alten Germanen im Blute lag, geht daraus hervor, daß viele edle Jünglinge, bei langandauernder Friedenszeit auf eigene Faust kriegführende Stämme aufsuchten, weil sie in Gefahren leichter zu Ruhm gelangten. Das gleiche taten oft die Fürsten, weil nur die Kriegsbeute es ihnen ermöglichte, für den Unterhalt ihres stattlichen Gefolges aufzukommen. Krieg und Eroberung waren ungleich ehrenhafter als friedlicher Landbau, ja, der alte Germane betrachtete es geradezu als Feigheit, „mit Schweiß zu verdienen, was man mit Blut gewinnen konnte“.

Die Bewaffnung ist in der Urzeit äußerst primitiv. Das Eisen war verhältnismäßig selten, wenige Krieger hatten Speere oder größere Lanzen. Die ältesten Angriffswaffen, die Tacitus nicht erwähnt, aber doch aus zahlreichen Gräberfunden bestimmt werden können, sind der Streitkolben und die Keule. Letztere diente bald als Schlag-, bald als Wurfkeule. Sie war allgemein in Gebrauch und führte, wie Isidor von Hisp. sagt, bei den Galliern den Namen Teutone. Als Marc Aurel zwei Löwen gegen die Markomannen über die Donau schickte, hielten diese sie für große Hunde und erschlugen sie mit ihren Keulen. Aus dem alten Streitkeil ging die von Tacitus erwähnte Frame hervor, die eigentliche Nationalwaffe der Germanen. Ihre Spitze war, nach Tacitus Angabe, schmal und kurz, aber scharf und so handlich, daß man sie je nach Bedarf zum Wurf oder Stoß gebrauchen konnte. Das Fußvolk führte, wie wir aus der gleichen Quelle vernehmen, Wurfspieße, die es auf ungeheure Entfernung schleudern konnte, im Bogen bis auf 150 Schritte und mehr, horizontal 50 Schritte und weiter. Während die Wurfspieße mehr für den Fernkampf und die Jagd dienten, war die schwere Lanze zum Nahkampf, zur Bewaffnung der vordern Schlachtreihen und zum Einbruch in die feindlichen Linien bestimmt. Die Länge derselben soll 16 Fuß und darüber betragen haben. Ihrer geschieht Erwähnung in der Anrede des Germanicus an die römischen Soldaten vor der Schlacht bei Idistaviso, wo der Feldherr die Seinen auf die äußerst mangelhafte Bewaffnung der Gegner hinweist, indem er sagt, die ungeheuren Schilde der Barbaren und ihre übermäßig langen Speere könnten auf dem ungünstigen Terrain lange nicht so leicht gehandhabt werden wie der Wurfspieß, das Schwert und die an den Körper eng anliegende Bedeckung der Römer. Keinen Harnisch habe der Germane, keinen Helm, nicht einmal Schilde mit Eisen oder Leder versehen, sondern bloßes Weidengeflecht, oder dünne und mit Farben übertünchte Bretter. Nur die erste Schlachtreihe sei einigermaßen mit Speeren versehen, die übrigen hätten bloß im Feuer zugespitzte kurze Wurfspieße.<sup>1)</sup> Das Schwert kam überhaupt bei den Germanen als Allgemeinwaffe verhältnismäßig spät in Gebrauch; erst zu Chlodwigs und Karls des Großen Zeiten bildeten Schild, Schwert und Lanze die allgemeine Bewaffnung.

Die Hauptstärke des Heeres lag, wie Tacitus zuerst im allgemeine und dann von den Chatten insbesondere berichtet, im Fußvolk. Die Reiterei war ursprünglich nicht zahlreich, indem die großen und weiten Wälder deren Entfaltung nicht erlaubte. In den rheinischen Niederungen entwickelte sie sich später zu ansehnlicher Stärke. Bei den Alemannen und Vandalen wurde sie berühmt, während die Franken bis auf Karl des

1) Annalen II, 16.

Großen Zeiten nur schwache Reiterkontingente aufwiesen. Schild und Speer sind ihre Hauptwaffen. Die Pferde selbst waren klein und unansehnlich und wenig dressiert. Das Fußvolk kämpfte, nach Tacitus, mit der Reiterei vermischt, auch diente letzteres zur Deckung der Flanken und des Rückens, nicht aber zur Unterstützung des eigentlichen Hauptangriffes. Die Schlachtordnung war, wie bei fast allen arischen Stämmen, ursprünglich keilförmig und hat sich bei den Germanen über tausend Jahre erhalten, finden wir sie doch noch im 10. und 11. Jahrhundert bei den Franken, Angelsachsen und Dänen. Kriegsmaschinen, größere Wurf- oder Schleudergeschütze (Ballisten, Katapulte), wie sie bei den Griechen und Römern üblich waren, sind den Germanen unbekannt. Auf Lager und Schanzbau hielten sie ursprünglich nicht viel und sicherten sich vor Ueberfällen mehr durch Späher und vorgeschobene Reiter. blieb das Heer längere Zeit am gleichen Platz, so schützte es sich durch die Wagenburg. Erst später lernten die Germanen infolge der beständigen Kämpfe gegen die römischen Wälle, Lager und Festungen von ihren Feinden alle Mittel einer regelrechten Befestigungskunst anwenden. Hingegen verstanden sie es vorzüglich, von Verstecken und Waldschluchten aus Einzelabteilungen der Feinde zu überfallen, sie durch fortwährende Angriffe zu ermüden und schließlich im Nahkampf zu vernichten. So war Arminius ein Meister dieser Kampfweise. Im Gegensatz zu den Galliern, die bereits feste Plätze als Stützpunkte im Kriege gegen feindliche Angriffe benutzten, liebten die Germanen überhaupt mehr den Angriff als die Defensive und den Festungskrieg; ihr erstes Auftreten in der Geschichte ist ein durchaus aggressives. Ein Hintanhalten des Gefechtes, um den richtigen Zeitpunkt der Offensive abzuwarten, kannten sie nicht; alles war auf möglichst raschen Durchbruch berechnet. „Das ganze germanische Heer,“ sagt Arnold, „bildete eine starre, unförmliche, nur zum Angriff geordnete Masse, die wohl einen gewaltigen Stoß ausführen konnte, zur geschickten Durchführung eines längere Zeit hin- und herschwankenden Gefechts aber vollkommen ungeeignet war, und wenn die Schlacht ungünstig ausfiel, nicht einmal einen geordneten Rückzug auszuführen gestattete. Dazu fehlte es dem Heere an der inneren Gliederung, der freien Bewegung, der Möglichkeit eines Zusammenwirkens und Ineinandergreifens taktischer Operationen und daher auch an dem entscheidenden Einfluß des Feldherrn, der jeden Zufall der Schlacht, jeden Fehler des Feindes alsbald zu benutzen versteht, wie es die Römer taten, und vor allem in so meisterhafter Weise Caesar verstand.“<sup>2)</sup> Die primitiven Formen der Kriegskunst, die in keiner Weise mit denen der Römer verglichen werden können, wurden aber von

<sup>2)</sup> A. a. O. S. 303.

den alten Germanen vielfach aufgewogen, durch ihren unerschütterlichen Mut, ihre Todesverachtung und Todesfreudigkeit. Auch kam ihnen ihre früher erwähnte Hünengestalt und Riesenkraft, sowie ihre außerordentliche Gewandtheit und Schnelligkeit trefflich zustatten. Letztere war, nach Tacitus Bericht, so groß, daß die mit der Reiterei untermischten Kämpfer es im Laufe mit den Rossen aufnahmen. Da in den ältesten Zeiten der Gebrauch von Sattel und Steigbügel unbekannt war, sprangen beim Aufsitzen alle germanischen Reiter ohne weiteres auf die Pferde, und von Teutoboch, dem König der Teutonen, der bei Aquä Sextiä in die römische Gefangenschaft geriet, wird berichtet, daß er über vier bis sechs Pferde hinweggesprungen sei.<sup>3)</sup> Außerdem waren die Germanen im Ertragen von Strapazen von Jugend auf gewöhnt, „gegen Kälte und Hunger, durch Klima und Boden abgehärtet, weniger gegen Durst und Hitze.“<sup>4)</sup> „Mit größtem Behagen,“ bemerkt Arnold,<sup>5)</sup> „ließen die Kimbern bei ihrem Uebergange über die Alpen ihre halbnackten Leiber beschneien und fuhren dann auf den Schilden die Gletscher hinab, unbekümmert um die Schluchten und Abgründe.“ Auch im Schwimmen waren sie Meister und selbst die Reiter mit ihren Pferden verstanden sich vortrefflich auf diese Kunst.

So stehen die Germanen der Urzeit vor uns als ein Volk von ausgesprochen kriegerischem Geiste und unerschütterlichem Siegesvertrauen, aber noch recht mangelhafter militärischer Ausbildung. Sie erwiesen sich jedoch bald in Strategie und Taktik, in der Kriegsführung in offenem Felde und in der Kunst der Belagerung und Befestigung als gelehrige Schüler der Römer. In großen Massen wurden sie bekanntlich von letztern zum Kriegsdienste herangezogen, um den immer fühlbarern Abgang der römischen Truppen zu ersetzen, bis am Ende das ganze römische Heer in Italien unter Odoaker nur noch aus Germanen bestand. Damit ging die römische Kriegskennntnis auf die Söldnerheere über, die sie für den Auf- und Ausbau der eigenen Wehrmacht verwendeten. Die abhängigen Hilfsvölker wurden schließlich die Besieger und Beherrscher ihrer einstigen Herren, und die junge kraftstrotzende Germania nahm der lebensmüden Roma das Schwert aus der entnervten Hand, um es sich auf Jahrtausende hinaus nicht mehr entwenden zu lassen.

Die Entwicklung des deutschen Heerwesens von jenen Tagen bis auf unsere Zeit zu verfolgen, liegt nicht im Rahmen unserer Arbeit. Von Interesse aber ist die Frage, inwieweit sich in dem heute hochentwickelten deutschen Militärwesen noch altgermanische Züge vorfinden. Ein Vergleich zwischen den primitiven Formen germanischer Kriegs-

<sup>3)</sup> Arnold, A. a. O. S. 265.

<sup>4)</sup> Germania, Cap. 4.

<sup>5)</sup> A. a. O. S. 267.

kunst und der vollendeten Strategie der Deutschen im heutigen Weltkrieg mag manchem ein Lächeln abringen und ihm den Gedanken nahe legen, daß sich wohl nicht allzu viele Vergleichungspunkte namhaft machen lassen. Die alte Kriegführung der Germanen auf dem Festlande, in wenig ausgedehnten Fronten, ohne Feuerwaffen, kommt einem fast wie ein Kinderspiel vor gegenüber dem jetzigen Ringen von Millionenheeren auf dem Lande, zur See und in der Luft, mit den raffiniertesten Mitteln der modernen Kriegstechnik. Und doch erinnert der eine oder andere Zug deutscher Kampfweise in der Gegenwart an die Kriegstaktik der alten Germanen.

Dort wo Tacitus der ausnehmenden Kraft und Größe der germanischen Krieger Erwähnung tut, hebt er ausdrücklich hervor, daß sich ihre Riesenleiber ganz besonders für den Ansturm eigneten (*magna corpora et tantum ad impetum valida*). Der Vollblutgermane kannte, wie die Völker auf seiner Kulturstufe überhaupt, nur die stoßweise, kräftig einsetzende Anstrengung, die aber bald erlahmte. Auf den ersten Anprall kam alles an. Er war oft so ungestüm, daß die feingegliederte militärische Aufstellung der Legionen sich gar nicht in normaler Weise entwickeln konnte und das erste und zweite feindliche Treffen gewaltsam durchbrochen wurde. Es lag überhaupt im alten Germanen etwas Vulkanartiges. Unter gewaltigem Geschrei stürzten sich die trutzigen Gestalten auf den Feind, erfüllt von einer rasenden Kriegswut, dem sprichwörtlich gewordenen *furor teutonicus*, der den Feind mit Schauern den ersten unbändig wilden Vorstoß erwarten ließ. War er abgeschlagen, so konnte der Gegner des Sieges fast sicher sein, denn durch eine Reserve eine halbverlorene Schlacht wieder zum Stehen zu bringen war den Germanen unbekannt.

Im Prinzip weist der jetzige Völkerkrieg ähnliche Erscheinungen auf. Die Idee stürmischer Kraft und unaufhaltsamer Wucht sind heute noch Wesenszüge des deutschen Soldaten. Er ist ein unübertrefflicher Meister im Angriff. Nur die eiserne Disziplin vermag ihn in den Schützengräben festzuhalten. Das lange Liegen in denselben ist für ihn ein bloßes Zugeständnis an den Verstand, er brennt nach dem Angriff und ist das Zeichen zum Losschlagen gegeben, dann vermögen keine natürlichen und künstlichen Schranken ihn aufzuhalten. Wie eine Wetterwolke jagt er alles vor sich her und wie Hagelschlag prasseln die Kolbenstrieche auf den Feind. Die öftern mit unglaublicher Bravour ausgeführten Bajonettangriffe erinnern lebhaft an die gigantische Furchtlosigkeit des aus den deutschen Wäldern hervorbrechenden Arminius und seiner Getreuen. Es haben sich im gegenwärtigen Weltkriege Szenen abgespielt, die denen aus der Zeit des alten deutschen Reckentums nicht nachstehen. Die Beobachter auf den verschiedenen Kriegs-

schauplätzen werden nicht müde, gerade diese Seite germanischen Wesens hervorzuheben. Luigi Barzini z. B. kennzeichnet die kriegerischen Operationen der Deutschen im Kriegsgebiete von Flandern in einem Briefe aus Dünkirchen an den „Corriere della sera“ mit den Worten: „Die Taktik der Deutschen, um sich einen Durchgang zu eröffnen, war der ungestüme Angriff. Ungeheure Massen wurden auf einen Punkt konzentriert und versuchten immer wieder von neuem gleich Lawinen den Angriff.“ Mag nun diese Kampfesweise ursprünglich auch andern Völkern eigen gewesen sein, z. B. den alten Galliern, wie uns Caesar, Diodor und Strabo berichten, so hat sie sich doch am längsten bei den Germanen als die ihrer Natur entsprechendste Kampfesart erhalten, während die Franzosen im Laufe der Zeit vielfach davon abgekommen sind. Wie sehr sie den Deutschen im Blute steckt, beweist z. B. die famose Kolbenschlacht bei Hagelberg im Jahre 1813, wo anfangs die Deutschen vor der überlegenen französischen Taktik zurückwichen, dann aber sich ihrer natürlichen Kraft besinnend in stürmischem Angriff die Feinde mit dem Kolben niederschlugen und den Sieg davontrugen. Von den Schlachten um Ypern und Dixmuiden berichtet ein dort verwundeter französischer Offizier: „Wir mußten in den letzten Tagen die gewaltigsten Anstürme aufhalten, die wir je seit Beginn des Krieges mitgemacht haben... Ein erstes Mal zurückgedrängt, stürmten die Deutschen wieder vor und so fort bis zum Abend des nächsten Tages... Von Zeit zu Zeit mußten wir ihnen Boden überlassen... Ich erlebte, daß ein Schützengraben sechsmal am Tage verloren und wieder erobert wurde. Wenn der Ansturm der Deutschen etwas nachließ, so war es nur für kurze Zeit.“<sup>6)</sup> Aus diesen Bemerkungen geht hervor, daß auch der Gallier des 20. Jahrhunderts sich seiner ursprünglichen Angriffslust wieder bewußt ward und sich als würdigen Gegner des Germanen erwies. Wie verschieden jedoch die Kriegstaktik der Deutschen und Franzosen, wenigstens in den ersten Monaten des Krieges, war, hebt in anschaulicher Weise ein Artikel der sächsischen Staatszeitung<sup>7)</sup> hervor: „Die deutsche Fechtweise ist wesentlich verschieden von der national-französischen. Die unsrige sucht in breiter Front die Entscheidung auf dem Schlachtfelde durch Umfassung, durch „brutales Anrennen“, wie es die Franzosen nennen, durchzuführen. Wir wollen dem Gegner das Gesetz des Handelns vorschreiben. Der erste Aufmarsch ist daher entscheidend. Die Deutschen haben, wie Oberstleutnant Montaigne in seinen „Etudes sur la Guerre“ zutreffend bemerkt, „nur ein Ziel im Auge: Vormarsch geradeaus auf den Feind; Angriff, wo er sich packen läßt; Festhalten in der Front; Vernichten

<sup>6)</sup> Angeführt in „Neue Zürcher Zeitung“ 1914, Nr. 1553.

<sup>7)</sup> Ebd.

durch Umfassen“. Demgegenüber überwiegt in Frankreich der Gedanke, die endgültigen Anordnungen erst nach Eingang der Nachrichten über den Feind zu treffen. (Die überaus starke Inanspruchnahme der französischen Flieger ausschließlich für den Aufklärungsdienst findet darin ihre Erklärung.) Daraus ergeben sich im Gegensatz zu uns schnellere Fronten- und Tiefengliederung, Zurückhaltung einer Heeresreserve, um Irrtümer, Falschmeldungen, Zwischenfälle u. s. w. ausgleichen zu können, und schließlich Verschiebung einer Heeresavantgarde, um den Gegner zum konzentrischen Angriff auf sie zu verlocken und ihn dann mit der Hauptmacht anzufallen. Durch sie hofft man genauere Nachrichten über den Feind zu erhalten und Zeit für den Einsatz der Hauptkräfte zu gewinnen. Der oben genannte französische Militärschriftsteller sagt: „Ziel der französischen Schule ist nicht in erster Linie den Gegner zu vernichten, sondern ihn vielmehr taktisch gewissermaßen zu übervorteilen. Daraus ergibt sich, daß von vorneherein die französische Fechtweise dem stärkeren Willen der deutschen unterlegen sein muß. Den Franzosen fehlt dieser Gedanke des rücksichtslosen Angriffs. Er führt zu sehr ins Ungewisse. Sie wollen erst genaue Nachrichten über den Feind haben, bevor sie sich zum entscheidenden Angriff entschließen. Zweifellos hat das französische Verfahren die Möglichkeit schneller Frontveränderungen und erleichterter Bewegungen, doch liegt die Gefahr nahe, auf engem Raume umfaßt zu werden. Das deutsche System wird von den Franzosen als überaus kühn und als entsprechend der offensiven Tendenz des deutschen Heeres bezeichnet. Neuerdings haben sich jedoch in Frankreich Stimmen mehr zugunsten der deutschen Anschauungen erhoben.“

Daß man diesen Stimmen gefolgt ist, haben die wuchtigen Offensiven der Ententemächte in der Champagne, bei Arras, Soissons u. s. w. bewiesen. Die Franzosen und Engländer scheinen hier durch ihre gewaltigen Durchbruchversuche dem Gegner seinen alten Ruhm der Angriffslust streitig gemacht zu haben. Berücksichtigt man aber den Erfolg dieser Riesenanstürme, so stellt sich heraus, daß der Angreifer fast jedesmal nach einigen wirksamen Operationen und Teilerfolgen wieder zurückgeworfen wurde, und weise Leitung, zum Zwecke der Schonung des Menschenmaterials, die Entladung des furor teutonicus für die Abwehr reservierte, die dann nur um so fürchterlicher war.

Am ausgesprochensten und nachhaltigsten hat sich dieser Zug germanischen Ungestüms wohl bei den Bayern erhalten. Ihren unbändigen Kampfeswut haben besonders die Franzosen in verschiedenen Epochen ihrer Geschichte kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. In der Glanzperiode Frankreichs, als die napoleonischen Adler siegreich durch Europa zogen, feierten auch die bayerischen Truppen im Dienste des Korsen ob

ihrer Bravour manch schönen Triumph. Im Feldzuge von 1814 aber bekam Napoleon bei Hanau die ganze Wucht des bayerischen Ansturms zu kosten und im Feldzug 1870 entlud sich dieser bayrische Furor an den Hügeln von Weißenburg in fürchterlicher Weise gegen die berüchtigten Turkos. Und die Nachkommen dieser trutzigen Hauden scheinen nichts von der Angriffslust ihrer Heldennamen eingeübt zu haben. In grimmigster Entrüstung und mit echt altgermanischer Rauf-lust sind sie all dem farbigen Volk, das Franzosen und Engländer gegen Deutschland herangeschleppt, zu Leibe gerückt. In Bazeilles, bei Wörth, im Feldzug an der Loire und bei vielen späteren Anlässen haben die Bayern Wunder der Tapferkeit abgelegt. „Ja, Exzellenz, jetzt machts Raufen auch Spaß, wo nicht der Landrichter danach kommt,“ sagte ein bayerischer Unteroffizier seinem Vorgesetzten, der ihn ob seiner Tapferkeit lobte. Sehr anschaulich schildert die bayrische Kampfweise der Kriegsberichterstatler der „Frankfurter Zeitung“:<sup>8)</sup> „Wie eine losgelassene Meute auf das Wild stürmten sie vorwärts. Mit donnerndem Hurra fliegt das Leibregiment nach Saarburg hinein. Was hilft dem Gegner seine Ueberlegenheit. Aus Fenstern, Kellern und von den Dächern her regnet es Kugeln. Die „Leiber“ sind in Saarburg drin, und wo die einmal drin sind, da bringen sie nicht hunderttausend Teufel mehr heraus. Hageldicht fallen die Kolbenschläge auf die überraschten Franzosen. Mit dem „bayrischen Hausschlüssel“ (dem Kolben) werden die Türen eingeschlagen. Niedergemacht, was drin steckt. Im wilden Handgemenge wird alles, was französisch heißt, durch diesen furchtbaren Anlauf hinausgefegt. Auf der Höhe von Alt-Köcking donnern die französischen Batterien, heiser bellen die Maschinengewehre. In langen Linien liegen die französischen Schützen. Ein wahres Glacis, unmöglich, hinaufzukommen. Unmöglich für viele, aber nicht für die Bayern. In langen Sprüngen schieben sie ihre Schützenlinien heran. Was fällt, das fällt, aber wie eine Brandungswelle, der nichts widerstehen kann, fluten sie vorwärts. Noch einmal rasendes Feuer und dann sind sie drin. In schleunigster Flucht müssen die Geschütze zurück, die Maschinengewehre und was nicht mehr schleunigst flüchten kann, wird eingeholt und niedergemacht. Auf den Höhen von Alt-Köcking, dieser uneinnehmbaren Hochburg der französischen Stellung, flattern stolz die bayrischen Fahnen im Winde. Das war der erste Tatzenschlag des bayrischen Löwen in Lothringen.“ Kein Wunder, daß die Franzosen über die Bayern so erbost sind, und der Pariser „Temps“, anläßlich der Ueberfliegung Münchens durch den französischen Hauptmann Beauchamp, sie schilt, als „die größten und zügellosesten Wüteriche“ unter

<sup>8)</sup> Vgl. „Neue Zürcher Ztg.“ 1914, Nr. 1511.

den Germanen. Der furor bajovaricus sei eine besondere Spezialität des teutonischen Furors und weise eine Mischung aller bekannten Exzesse auf. Der Bayer sei „ein fanatischer gründlicher Mordbrenner, ein von Wut blinder Massakreur“.<sup>9)</sup> Wer nur einmal einige Zeit in Bayern gewesen und dieses Volk näher kennen gelernt hat, der weiß, daß nur der schwer gereizte Löwe mit seiner Pranke so altgermanisch dreinschlägt, daß er aber zur Zeit des Friedens und der Ruhe der gemüthlichste und treuherzigste Mensch der Welt ist.

Wenn sodann Tacitus den alten Germanen zähe Ausdauer in Ertragung von Strapazen aller Art zuschreibt, so hat der Weltkrieg sie auch in dieser Hinsicht als würdige Nachkommen ihrer Ahnen erscheinen lassen. Wie ausdauernd der Deutsche des 20. Jahrhunderts sich in der Ertragung des Hungers auf den russischen Schlachtfeldern erwiesen, zeigt in drastischer Weise folgendes, als durchaus wahr berichtetes Geschichtchen, das ein Schleswig-Holsteiner Blatt erzählte:<sup>10)</sup> „Ein junger russischer Gefangener in Burbach, der leidlich deutsch spricht, unterhielt sich neulich mit einem Werksbeamten über den Unterschied zwischen deutschem und russischem Militär und meinte schließlich treuherzig: „Russisches Soldat ist sich guttes Soldat, deutsches Soldat ist sich auch gutes Soldat, aber viel, viel dumm. Russisches ist sich viel, viel klug.“ Auf das Wieso des Beamten fuhr der Russe eifrig fort: „Wann russisches Soldat nix hat zu essen nur ein Tag, macht er gleich Hände hoch; aber deutsches Soldat, wann er ganze Woche nix hat zu essen, macht noch immer bum bum und läuft und sticht. O, o, deutsches Soldat viel, viel dumm!“ Ja, selbst an Zügen fehlt es nicht, die Tacitus' Aussage bestätigen, der Germane zeige in der Ertragung des Durstes nicht die gleiche Abhärtung wie in der Ertragung des Hungers, wenn ein urchiger Bayernbursche an seine Mutter auf einer Postkarte aus dem Felde lakonisch die paar Worte schreibt: „Liebe Mutter! Die Sache ist nicht so einfach und Bier gibts auch keins.“

Gewiß werden sich, nachdem einmal das Material aus diesem Weltkriege gesammelt ist, eine Reihe von Momenten ausfindig machen lassen, die weitere Parallelen zwischen dem Germanen von einst und jetzt zu ziehen erlauben.

Was den Deutschen in diesen drei furchtbaren Kriegsjahren ihr siegreiches Vordringen gegen eine Welt von Feinden ermöglichte, ist aber weniger der furor teutonicus, als vielmehr ihre unvergleichlich militärische *Disziplin* und bewunderungswürdige *Organisation*. So staunenswert ihre technische Ausbildung ist, unvergleichlich höher stehen sie da in Rücksicht auf die Ausbildung der moralischen Seite des Soldatentums. Rück-

<sup>9)</sup> Vgl. Luzerner „Vaterland“ 1916, Nr. 279.

<sup>10)</sup> Angeführt in „Neue Zürcher Ztg.“ 1915, Nr. 116.

grad alles kriegerischen Geistes ist die Selbstzucht, das Knochengerüst des gesamten Kriegswesens die Subordination, der militärische Gehorsam, die Unterordnung aller Einzelwillen unter einen starken Ueberwillen. In dieser Hinsicht kann nun kaum ein größerer Gegensatz gedacht werden, als der zwischen den Germanen von einst und jetzt. So vorzüglich sich die alten Germanen auf das körperliche Ringen mit dem Feinde verstanden, so fremd war ihnen das Niederringen des eigenen, unbändigen Willens, ja, man kann geradezu die Disziplinlosigkeit als ein charakteristisches Merkmal der alten Deutschen hinstellen. Was bereits Caesar von dem größten und kriegslustigsten Volk der Germanen, den Sueven, aussagte,<sup>11)</sup> daß sie von Jugend auf an keinen Gehorsam und an keine Zucht gewöhnt, durchaus nach ihrem freien Willen lebten, bestätigt Tacitus an mehreren Stellen seiner Werke und dehnt es auf fast alle Germanen aus. In den Historien legt er bei der Schilderung des Bataveraufstandes dem Führer Tutor die Worte in den Mund: die Deutschen, auf die man hoffe, wüßten ja nichts von Unterordnung und Leitung, sondern machten alles nach eigenem Willen,<sup>12)</sup> und in den Annalen veranlaßt ihn die Erwähnung zweier Fürsten, „welche das Volk der Friesen regierten“, zu der Einschränkung des letzten Begriffes: in quantum Germani regnantur, soweit sich überhaupt die Germanen regieren lassen. Geradezu als eine Schattenseite der Freiheitsliebe hebt er in der Germania den Umstand hervor, daß sie die Versammlungen nicht genau zur festgesetzten Zeit beginnen, sondern oft zwei bis drei Tage mit Zuwarten verloren gehen.... „Wo es einem jeden beliebt, läßt er sich nieder. Stößt eine Ansicht auf Widerspruch, wird sie durch Murren abgelehnt.“<sup>13)</sup> Dieses ausgeprägte Gefühl der Selbstbestimmung, dieses Sich-nichtfügenwollen in den Willen eines andern war auch der Grund zahlloser Streitigkeiten der Stämme und Fürsten unter einander und des öftern Haders im eigenen Lager, wodurch sich z. B. die Cherusker beinahe selbst aufrieben. Eine politische Vereinigung konnte unter diesen Umständen nicht zustande kommen, weshalb die einzelnen Stämme meist jeder für sich den Kampf mit dem Feinde aufnahm. Trotzdem geht es nicht an, die alten Germanen als Wilde zu betrachten, denen die Begriffe von Ordnung und Subordination ganz gefehlt hätten. Die Erkenntnis, daß blindes Drauflosgehen und ungestümes Vordringen nicht die einzige Kriegstaktik sei, scheint vereinzelt bereits zu Tacitus Zeiten bestanden zu haben, so bei den Chatten, denen er „viel Verstand und Ueberlegung“ zuschreibt. „Sie wissen geeignete Männer an die rechte Stelle zu setzen und ihnen zu gehorchen, sie kennen geordnete Schlachtreihen, verstehen

11) De bello gallico IV, 1.

12) IV, 76.

13) Cap. 11.

die Gelegenheit zu ergreifen oder einen Angriff aufzuschieben, bei Tage Bewegungen auszuführen und bei Nacht sich zu verschanzen. Das Glück halten sie für unbeständig, die Tapferkeit allein für sicher, und setzen, was sonst sehr selten und der römischen Kriegszucht vorbehalten ist, mehr Vertrauen in den Führer als in das Heer.... Andere, möchte ich sagen, sieht man in die Schlacht ziehen, die Chatten in den Krieg.“<sup>14)</sup> Doch es wäre verfehlt zu glauben, dieser Geist der Chatten sei rasch zum Gemeingut der Germanen überhaupt geworden. Der Kampf mit den Römern weckte allerdings das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Gemeinschaft etwas auf, ließ den Gedanken der nationalen Einheit und das politische Bewußtsein einigermaßen erstarken. In der Niederlage des Varus zeigte sich klar, was eine auch nur teilweise erzielte Einigkeit und Verbrüderung der deutschen Stämme gegen die römische Herrschaft vermochte; das eigentliche Ideal deutscher Einheit und Einigkeit aber lag noch in weiter Ferne. Dafür spricht deutlich der Arminius aufgezwungene Kampf gegen den Bund der markomannischen Völker im östlichen Deutschland, die im Verein mit den Römern die Freiheit des eigenen Vaterlandes gefährdeten, so wie der durch Neid und Eifersucht der Stammesgenossen heraufbeschworene Meuchelmord des 37 Jahre alten Arminius, des Begründers germanischer Freiheit. Bei dem Mangel eines eigentlichen Nationalgefühls, ja sogar eines Gesamtnamens (der Name: deutsch kommt erst im 10. Jahrhundert auf) konnte der Geist der Zusammengehörigkeit nicht erstarken. Das Christentum milderte wohl in mancher Hinsicht den rauhen Charakter des Germanen und gewöhnte ihn daran, sich einer religiösen Autorität zu unterwerfen, allein die politische Ungebundenheit blieb so ziemlich dieselbe. Noch zur Zeit Kaiser Heinrich IV. (1308—1314) nannte ein Italiener die Deutschen eine gens disciplinae militaris ignara, ein der Kriegsdisziplin völlig unkundiges Volk.

Zu beachten ist nun hierbei allerdings, daß in frühern Zeiten das Nationalbewußtsein nicht in dem Maße in der Vordergrund trat, wie heute, indem die religiöse Gemeinschaft starke politische Bande um die noch in der Entwicklung begriffenen Völker schlang. Im Mittelalter waren die deutschen Kaiser vielfach die Träger des kirchlich-universalistischen Reichsgedankens, auf ihm ruhte durch Jahrhunderte hindurch die europäische Zivilisation, es ist die imperialistische Epoche der deutschen Geschichte. An der Spitze der deutschen Heere zogen die deutschen Kaiser nach Rom und beherrschten das christliche Abendland zu einer Zeit, wo die übrigen Staaten noch in der Entwicklung begriffen, oder noch im Zustande der Unkultur sich befanden. Das deutsche Volk hat sich, wie

<sup>14)</sup> Germania, Cap. 30.

Otto Hintze<sup>15)</sup> bemerkt, damals in den Dienst der großen Ideen gestellt, welche die Welt durchdrangen, aber für seine nationale Zukunft dabei übel gesorgt. Die Anstrengungen, die es machte, um sich Italien zu erhalten, der große Rivalitätskampf zwischen Kaiser und Papst haben es verhindert, jenes Maß von staatlicher Festigkeit sich zu erwerben, das England und Frankreich während dieses langen Kampfes sich anzueignen verstanden. Durch die übermächtige, halb selbständige Stellung, welche in der Folgezeit die einzelnen Fürsten im Reiche erlangten, wurde der einheitliche Gedanke noch mehr geschwächt, das Reich selbst zerfiel. Die Reformation leistete einer weitem Zerklüftung Vorschub, brachte eine dauernde Spaltung in die Nation und vollendete die politische Auflösung. Die Kräfte des deutschen Reiches wurden in den innern Kämpfen um die religiöse Freiheit der einzelnen Bekenntnisse verbraucht und aufgezehrt, die politische Macht ging verloren und das gerade zu einer Zeit, wo das europäische Staatensystem seine Ausbildung erfuhr. Nur Preußen und Oesterreich waren imstande, sich die Stellung von Großmächten zu erringen und sie auch zu behaupten. Um Preußen herum konsolidierten sich in der Folgezeit immer mehr die deutschen Verhältnisse, auf ihm baute sich Deutschlands Zukunft auf und zwar schon in den Tagen, da den hohenzollerischen Herrschern der Gedanke an eine gesamtdeutsche Politik noch ferne lag. Inmitten der europäischen Großstaaten wurde ihm seine Führerrolle nicht leicht, zumal es auf allen Seiten ohne schützende natürliche Grenzen von den stärksten Militärmächten der Welt umgeben war. „Es kann nicht genug hervorgehoben werden,“ sagt O. Hintze, „unsere geographische Lage ist unser historisch-politisches Schicksal. In Mitte des Erdteils, umdrängt von Romanen und Slawen wie von deutschen Volkssplittern, sind wir gezwungen, uns eine starke achtungsgebietende Stellung zu erhalten, wenn wir nicht in dem Gedränge der Nationen getreten und zerquetscht werden wollen, wie es leider Jahrhunderte hindurch unser Los gewesen ist.“<sup>16)</sup> So mußte sich Preußen der politischen Weltlage und den daraus sich ergebenden Forderungen anpassen. Geographische und ethnographische Erwägungen haben es zur Schaffung seiner Militärmacht gezwungen. Diese schien anfänglich den Verhältnissen nicht gewachsen zu sein. Bei Jena und Auerstätt ward die altpreußische Armee im Jahre 1806 von Napoleon zerschmettert, der preußische Staat zertrümmert und so der Kern, um den die einheitliche Gruppierung begonnen, in seinem Wesensbestande bedroht. Doch der Lebensnerv, der

<sup>15)</sup> Deutschland und das Weltstaatensystem. (In dem Sammelwerk: Deutschland und der Weltkrieg. Herausgegeben von Hintze, Meinecke, Oncken und Schumacher. Teubner 1915.) S. 7 ff.

<sup>16)</sup> Ebds.

starke preußische Wille, war intakt geblieben. Und dieser Wille ging darauf aus, um jeden Preis, mit Hilfe aller deutschen Staaten, Napoleons Universalherrschaft zu brechen. „Der Tag, an dem die allgemeine Wehrpflicht entstand,“ sagt Larsen, „ist der Geburtstag des deutschen Nationalmilitarismus.“<sup>17)</sup> In den deutschen Freiheitskriegen löste dieser einen Enthusiasmus aus, wie ihn das deutsche Volk seit Jahrhunderten nicht mehr empfunden. Die Zeit des nationalen Fühlens begann in den Tagen der nationalen Schmach. Nach jahrhundertelanger Abhängigkeit von fremden Vorbildern, auch im politischen Leben, kam endlich die Selbstbesinnung auf deutsches Wesen, das Innwerden der eigenen Kraft und mit ihm eine machtvolle Entfaltung des nationalen Gedankens. Im Jahre 1871 endlich, nach den glänzenden Siegen der vereinigten deutschen Kräfte über die Heere des dritten Napoleon fand das Ideal der Einigung Deutschlands durch den Beitritt sämtlicher deutscher Staaten zum „Deutschen Reich“ unter der Aegide eines „Deutschen Kaisers“ seine Verwirklichung. Wornach Arminius vor neunzehnhundert Jahren im Kampfe gegen Rom mit der ganzen Glut einer freiheitsliebenden Germanenseele gestrebt, das war nach jahrhundertelanger, bitterer Erfahrung und tiefer Demütigung in heißem Ringen mit dem französischen Erbfeind zur goldenen Frucht ausgereift. Die Freude über den nach außen und innen erfochtenen Doppelsieg und der sich daraus ergebenden deutschen Verbrüderung kam so recht zum Ausdruck in der Errichtung des Arminiusdenkmals auf der Grotenburg bei Detmold im Jahre 1875. Eine sinnvollere Inschrift zur steten Erinnerung an die Verwirklichung des deutschen Einheitsgedankens hätte man wohl nicht finden können, als die auf Armins Schwert gemeißelte:

„Deutschlands Einheit meine Stärke,  
Meine Stärke Deutschlands Macht.“

Sie kann wie keine andere im heutigen Weltkrieg dem deutschen Volke als Parole dienen.

Nachdem der Deutsche die Bedeutung und Tragweite der Unterwerfung des Einzelwillens unter einen höhern, die Gesamtheit berücksichtigenden Willen erkannt hatte, war ihm kein Opfer mehr zu schwer. Aus diesem Opfergeiste heraus entwickelte sich jene Eigenart des germanischen Heer- und Wehrwesens, das man mit dem Namen Militarismus zu kennzeichnen beliebt. Glaubt man den Gegnern Deutschlands, so ist dieser Militarismus eine kulturfeindliche Macht, welche die Entwicklung der innern Volkskraft hemmt, ein Uebergreifen des Kasernengeistes zum Schaden jeder andern Denkrichtung, eine despotische Unterdrückung der

<sup>17)</sup> Von der innern deutschen Front. Vgl. E. Reiß, Berlin 1917, S. 17.

individuellen Selbständigkeit, kurz der ärgste Feind der menschlichen Gesittung des 20. Jahrhunderts, der mit allen Mitteln bekämpft werden muß. Nach der Anschauung des Dänen Karl Larsen aber ist der deutsche Militarismus der bedeutendste „Kulturwert, den das moderne Deutschland überhaupt entwickelt hat, Deutschlands Einsatz in die Kultur der Gegenwart. Der deutsche Nationalmilitarismus bedeutet eine durch unermüdlischen Fleiß und selbstlose Hingabe in Menschenaltern aufgebaute riesenhafte Organisation von Wissen und Können, Unterordnungsfähigkeit und Führertüchtigkeit, Voraussehen und Wagemut, alles zusammen getragen von einer religiös aufgefaßten Opferwilligkeit bis zum Tode. Wenn das nicht Kultur ist, moralische, soziale, religiöse Kultur, so ist nichts Kultur. Der deutsche Militarismus ist eine nationale Arbeitsmethode geworden, eine bürgerliche Lebensauffassung, eine Staatsreligion für diese Welt, die bewußt oder unbewußt das ganze Volk durchdrungen hat“.

Was den Vorwurf der Kulturfeindlichkeit betrifft, hat Hans Delbrück in einem klaren Exposé: „Das deutsche militärische System, verglichen mit dem französischen, englischen und russischen,“<sup>18)</sup> den Beweis zu erbringen gesucht, daß dieser Vorwurf in viel höherm Grade den Militarismus der übrigen Mächte als den deutschen treffe. „Das deutsche Militärsystem,“ behauptet er, „ist so wenig kulturfeindlich, daß es uns nicht nur nicht verhindert hat, ein musterhaftes Bildungswesen von den Volksschulen bis zu den Universitäten daneben zu unterhalten, sondern auch die große Sozialreform durchzuführen, infolge deren es in Deutschland so gut wie kein Proletariat mehr gibt.“<sup>19)</sup> Nach einem ausführlichen Vergleich zwischen der deutschen, französischen und russischen Armee, die alle drei ihrem Grundcharakter nach nationale Volksheere sind, kommt Delbrück auch auf die englische zu sprechen, die als Söldnerheer den genannten gegenübersteht, und weist nach, daß ein auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht ausgebildetes Heer, wie das deutsche, dessen militärische Erziehung nicht wesentlich verschieden sei von der des deutschen Volkes überhaupt, sich niemals in so willkürlicher Weise zu ehrgeizigen Zwecken mißbrauchen lasse, wie ein nach englischem Muster ausgehobenes Söldnerheer. Das englische Volk habe vermöge seiner Söldnerarmee und seiner riesigen Flotte über 350 Millionen Menschen, fast den vierten Teil aller Bewohner des Erdballs, unterjocht und übe die Oberherrschaft über alle Meere der Welt. Mit einem Volksheere wäre das niemals zu erreichen gewesen.... der englische Militarismus sei also für den Mißbrauch der Gewalt viel geeigneter als der festländische. Von allen Heeren der Welt sei das deutsche das durchgebildetste und gewaltigste Kriegsinstrument und zu-

<sup>18)</sup> In dem Sammelwerk: Deutschland und der Weltkrieg. S. 171—185.

<sup>19)</sup> A. a. O. S. 177.

gleich dasjenige, das am wenigsten brauchbar sei für eine bloße Politik des Ehrgeizes und des Machthungers, denn es stehe zwar in unbedingter Treue und Gehorsam zu seinem Kaiser, aber der Kaiser selbst dürfe diesen Gehorsam nur in Anspruch nehmen als Vertreter des Volksinteresses in seiner Gesamtheit, wie er es selbst bei seinem Regierungsantritt ausgedrückt habe, als erster Diener des Staates. „Unser Heer ist nur stark in der politischen Defensive, wenn es gilt, das Sein und die Ehre des Reiches gegen fremden Angriff zu verteidigen. Wenn man im Ausland oft von dem deutschen Offensivgeist gesprochen . . . so ist damit gemeint die strategische und taktische Offensive, deren Geist allerdings und mit Recht in unserer Armee gepflegt wird. Für eine *politische* Offensive aber, für die Entfesselung eines Krieges wie des jetzigen, aus freien Stücken, um der Eroberung oder um der Weltherrschaft willen, wäre unser Volk niemals zu haben, und was vermöchte alle technische Geschicklichkeit und alle Disziplin mit diesem Heere ohne den Geist, der aus freier und voller Zustimmung entspringt und der kein anderer als der Geist des gesamten Volkes ist.“<sup>20)</sup>

Welch überwältigenden Eindruck die deutsche Heer- und Wehrkraft des 20. Jahrhunderts auf den unbefangenen Beobachter auszuüben vermag, zeigt vielleicht am besten der originelle Ausspruch eines Kriegskorrespondenten der „New-York Sun“, J. M. Allison: „Seitdem ich die Besetzung Ostendes durch die Deutschen erlebt, bin ich ein glücklicher Bekenner des Wahrheitssatzes, daß es in der Welt nur drei vollkommene Organisationen gibt: die katholische Kirche, die Standard Oil Company und die deutsche Armee.“

Das germanische Heerwesen gewinnt noch an Bedeutung und Interesse durch Hervorhebung gewisser Einzelmomente. Eine seiner machtvollsten Äußerungen ist die glänzende Führung der Truppen und die Präzision in der Zusammenarbeit der leitenden Organe. Wohl in keinem andern Punkte tritt der durchgreifende Unterschied in der Kriegführung von einst und jetzt so zu Tage, wie in diesem. Zur Zeit, da die alten Germanen ins Feld zogen, kam alles auf die persönliche Tapferkeit an. Der Feldherr mußte auch der mutigste Recke und der schlagfertigste Haudegen sein. Die Muskelkraft und Tollkühnheit waren Trumpf. Stets nahm der Führer persönlich am Kampfe teil. Das war das wirksamste Mittel der Anfeuerung, wirksamer als der bloße Befehl; aber dabei ging auch der Blick über das Ganze verloren; eine eigentliche Oberleitung, eine freie Bewegung mit der gesamten Schlachtordnung nach einmal begonnenem Treffen, eine Benützung einzelner Umstände und Gefechtsmomente, von denen so viel abhängt, oder endlich ein Ab-

<sup>20)</sup> Ebds. S. 181.

brechen der Schlacht und ein geordneter Rückzug waren unmöglich. Der Ausgang der Schlacht blieb mithin lediglich der mechanischen Wucht des ersten Stoßes, dem Schrecken, den die erste Unordnung verbreitete, der Ungeschicklichkeit des Feindes, mithin tausenden von Zufälligkeiten überlassen und selbst wenn der Angriff gelungen war, gestatteten die Unförmlichkeit der Massen nicht einmal alle Vorteile des Durchbruches auszunützen. War der Führer einmal gefallen, und auf ihn hatte es der Feind stets in erster Linie abgesehen, so verloren die übrigen leicht den Kopf und die Schlachtreihe kam ins Wanken. So büßte Tejas, der heldenmütige König der Ostgoten, im Jahre 552, in der Schlacht bei Nocera sein Leben ein, nachdem er den halben Tag hindurch wie ein Löwe gestritten und zahlreiche Einzelkämpfe bestanden, und zwar in dem Augenblicke, da er seinen vielfach durchbohrten Schild wechselte und sich nur für ein paar Augenblicke der Deckung beraubte.<sup>21)</sup> Weil fast alles auf die persönliche Tapferkeit und Tollkühnheit ankam, konnten auch nur jüngere kraftvolle Männer die Führerschaft übernehmen, weshalb man sich geradezu daran gewöhnt hatte, mit der Gestalt eines großen Heerführers die Erscheinung des Jugendlichen oder wenigstens kraftvoll Männlichen zu verbinden. Aeltere Krieger konnten im allgemeinen nicht in Betracht kommen.

Welch ganz andere Erscheinungen in Bezug auf Leitung und Führung weist das moderne Heerwesen, zumal in diesem Weltkriege, auf. Heute kommt es beim großen Feldherrn in erster Linie auf die geistigen Eigenschaften an, auf die Kraft des Genies, auf den Scharfblick in der Erfassung der jeweiligen Situation, auf die kluge Abwägung der Vor- und Nachteile eines Angriffes, auf die genaue Kenntnis der örtlichen Beschaffenheit des Kampffeldes, auf dieerspähung der schwachen Seiten des Gegners, auf die Ausnützung seiner momentanen Verlegenheit, kurz auf tausend Einzelheiten, die der Augenblick mit sich bringt, was natürlich die zäheste Anspannung aller Kräfte bei der denkbar größten Kaltblütigkeit voraussetzt. Die Kriegskunst hat eine ähnliche Entwicklung durchgemacht wie die Kunst überhaupt, eine Entwicklung nach der Seite der Wissenschaft hin. Das wilde altgermanische Temperament des Führers hat sich vom Siedepunkt der Erregung auf den der ruhigen gleichmäßigen Temperatur abgekühlt, bei der alle kriegerischen Operationen unter dem Gesichtspunkte besonnener Ueberlegung, kluger Berechnung und drückender Verantwortlichkeit ins Auge gefaßt werden. Man kann, um die Verschiedenheit der Kriegsführung von einst und jetzt kurz zu charakterisieren, sagen: die *Genialität*, nicht mehr die *Brutalität* gibt den Ausschlag.

<sup>21)</sup> Vgl. Arnold, A. a. O. S. 266 f.

Welch eine Unsumme strategischen Kalküls zur richtigen Führung und Leitung von Armeen heutzutage erforderlich ist, beweisen die orientierenden Meldungen über die an den verschiedenen Fronten vollzogenen Operationen. In einem Berichte über die Schlacht von Königgrätz, den Moltke dem Historiker Treitschke im Jahre 1881 übergab, steht der für die deutsche Strategie bezeichnende Satz: „Die Vereinigung von zwei bis dahin gesonderten Armeen auf dem Schlachtfelde selbst halte ich für das höchste, was strategische Führung zu leisten vermag.“ Dieses Prinzip: getrennt marschieren und vereint schlagen, hat sich auch in der heutigen deutschen Kriegführung glänzend bewährt. Das sahen wir besonders im rumänischen Feldzuge, der wie kaum ein anderer das Bild scharf umrissener Feldschlachten bietet. Wie vielsagend bei aller Kürze war doch der Bericht der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen vom 3. Dezember 1916: „Die unter Führung des Generals der Infanterie Kosch kämpfende Donauarmee vom Svistow her, die durch die westliche Walachei über Creiova vordringende Armeegruppe des Generalleutnants Kuehne, die nach harten Kämpfen längs des Argesul aus dem Gebirge heraustretende Gruppe des Generalleutnants Krafft von Delmensingen und die unter dem Befehl des Generalleutnants von Morgen über Campolung vorbrechenden deutschen und österreich-ungarischen Truppen haben ihre Vereinigung zwischen Donau und dem Gebirge vollzogen.“<sup>22)</sup> Diese trotz heftigen Widerstandes erzielte glückliche Vereinigung der von Norden, Westen und Süden heranmarschierenden verbündeten Streitkräfte im rumänischen Becken ist ein klassisches Beispiel für das Zusammenwirken großer Truppenmassen unter genialer einheitlicher Oberleitung und wird als typisches Beispiel strategischer Kunst in den Annalen dieses Weltkrieges gebucht werden.

Eine neue Ueberraschung in der Kriegstaktik der Deutschen haben die gewaltigen Abwehrschlachten im Westen gebracht. Germanenheer und Germanenwehr standen hier wohl auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit. Die im Westen neu geschaffene Stellung wird als „*Siegfriedstellung*“ gekennzeichnet. Welch tief einschneidende Veränderung in der bisherigen Kriegsführung damit verbunden sind, zeigen am besten die Ausführungen des Militärkritikers Major a. D. Morath in der „Deutschen Tageszeitung“.<sup>23)</sup> „Wir sind nicht mehr in der Zeit des Stellungskrieges,“ schreibt er, „Hindenburg beendete ihn. Eine andere Schlachtführung griff Platz. Die Franzosen gruppieren sich für ihre weitgestreckten Angriffsziele jetzt in dichten Massen. Im Sommekampf führten wir noch die Verteidigung stark und unbeweglich. Starke Kräfte

<sup>22)</sup> Vgl. „Kölnische Volkszeitung“ 1916, Nr. 974.

<sup>23)</sup> N. 205.

ließen wir diesem Zwecke dienen. In der großen, gegenwärtig sich abspielenden Schlacht spielt der Besitz einzelner Geländeteile keine entscheidende Rolle mehr. Gräben, Dörfer, Waldränder sind in ihrer taktischen Bedeutung herabgemindert, seit unsere Befestigungszone tief gegliedert ist. Aber kampfkraftig wollen wir bleiben, lebendige Kampfkraft uns erhalten. Sie ist es, die dem Gegner den Durchbruch verwehrt. So bewegt sich alles, fließt und ist ungreifbar. Wir geben an einer Stelle der Kampfzone nach und erreichen, daß dem Gegner in der Fortführung des Ringens die Unterstützung seiner schweren Artillerie fehlt. Sie konnte sich inzwischen nicht einschießen. Hindernisse hat der Feind im Nachfolgen zu überwinden. Da überfällt ihn unsere vernichtende Feuerwirkung aus tausenden von Rohren. Die Reserven sind in der Hand der Führungen und diese wieder handeln im Geiste der Gesamtleitung. Gegenangriffe! Jetzt kommt der Lohn für rastlose Ausbildung im Geiste unseres stehenden Heeres und unsere körperliche Ueberlegenheit. Was wollen in der Abwehrschlacht die Gegenangriffe? Den Vernichtungswillen in die Massen der Feinde tragen, ihnen Abbruch tun. Sein System fesselt die Verwendung der Reserven. Sie brauchen sich nicht zu scheuen, das zurückgewonnene Gelände wieder preiszugeben, denn — das Ziel ist erreicht. Aus dem starken Stoß der Reserven bildet sich ohne Einwirkung des Feindes eine neue dünne Verteidigungslinie und irgendwo anders gruppiert sich die erhalten gebliebene lebendige Kraft, zur neuen Offensive verfügbar. So ist die „Siegfriedstellung“ eine lebendige Mauer, und der taktische Erfolg richtet sich nicht nach dem Gewinn einzelner Gelände-Abschnitte oder gar nach der Kriegsbeute. Aber unsere Kampfarm löst die physische und moralische Kraft der Feinde.“ Aus diesen Erklärungen kann man ersehen, wie das Feldherrngenie Hindenburgs über all die „arbeitsamen Berufsgenerale mit ihrer Massentaktik und der Anhäufung des Materials, des technischen Krieges, gesiegt“ und aufs neue gezeigt hat, welche ungleich höheren Anforderungen dieses Völkerringen an die geistigen, denn an die physischen Kräfte einer Nation stellt.

Die Gegensätze zwischen Vergangenheit und Gegenwart treten noch schärfer hervor, wenn wir das vom römischen Geschichtsschreiber entworfene Porträt des ersten großen germanischen Heerführers, dem des Obergeneralfeldmarschalls aller deutschen Streitkräfte auf dem heutigen Kriegsschauplatz gegenüberstellen. *Arminius* und *Hindenburg* — die Gegenüberstellung mag bizarr erscheinen, doch entbehrt sie nicht des Interesses und selbst an übereinstimmenden Zügen fehlt es nicht.

Wie der einzelne Mensch, so machen auch die Völker und Nationen ihre Entwicklung durch, haben ihr Jünglings-, Mannes- und Greisenalter, und wie man ein Jugendporträt gerne mit dem des gereiften Mannes oder

Greises vergleicht, so auch die großen Männer der ältern und neuern Geschichte, die bis zu einem gewissen Grade die Synthese ihres Zeitalters darstellen. Arminius, der Cheruskerrfürst, ist die Verkörperung des jungen Germanentums in seiner urwüchsigen Naturkraft, in seinem ungestümen Freiheitsdrang und seiner draufgängerischen Tapferkeit. Tacitus hat uns im ersten Buch seiner Annalen einige interessante Züge aus dessen Leben mitgeteilt und seinen Charakter in ziemlich bestimmten Umrissen gezeichnet. Er nennt ihn den „turbator Germaniae“, den Aufwiegler Germaniens, der nach seinem Siege im Teutoburgerwalde überall im Lande die Kriegsfackel gegen die Römer schwingt. Ihm tritt sein eigener, mit den Römern befreundeter Schwiegervater Segestes entgegen, der ihm ob der Entführung seiner Tochter Thusnelda mächtig grollt. Arminius bringt ihn und seine Schar derart ins Gedränge, daß er die Römer zu Hilfe ruft. Diese kommen so rasch, daß nicht nur Arminius und seine Getreuen zurückgeworfen, sondern sogar die Gattin Thusnelda in die Hände der Sieger fällt. Mit psychologischer Meisterschaft hat nun Tacitus es verstanden, den dadurch hervorgerufenen seelischen Sturm in der Seele des Cheruskers zu zeichnen. „Den Arminius trieb außer der ihm angeborenen Heftigkeit der Raub seines Weibes und der Gedanke, daß die Frucht ihres Mutterschoßes der Knechtschaft verfallen sei, gleich einem Rasenden umher. Wie die Windsbraut jagte er durch das Land der Cherusker und forderte zu den Waffen gegen Segestes und gegen den Caesar auf. Selbst vor Schmähungen schreckte er nicht zurück. Mit einem herrlichen Vater, einem großen Imperator, einem tapfern Heere habe man es zu tun, das mit Aufbietung einer solchen Macht ein armes schwaches Weib entführe. Seinen Waffen seien drei Legionen und ebensoviele Legaten erlegen. Nicht unter Anwendung von Verrat, nicht gegen Frauen, die der Entbindung entgegensehen, sondern auf offenem Felde und gegen bewaffnete Feinde führe er Krieg. Noch könne man in den Hainen Germaniens die römischen Feldzeichen sehen, die er zu Ehren der vaterländischen Götter dort aufgehängt habe. Möge immerhin Segestes das besiegte, ihm von den Römern überlassene Uferland bewohnen, die Germanen würden nie eine genügende Entschuldigung dafür haben, daß sie zwischen der Elbe und dem Rhein den Anblick der Fasces, der Beile und der Toga ertragen hätten. Da selbst der unter die Götter versetzte Augustus und der eigens gegen die Germanen ausgesandte Tiberius unverrichteter Dinge abgezogen seien, so sollten sie sich doch vor einem unerfahrenen Jüngling, wie dem neuen Feldherrn Germanicus und einem meuterischen Heere nicht fürchten. Wenn ihnen Vaterland, Eltern, der alte Bestand ihrer Habe lieber sei als Gewaltherrschaft und neue Ansiedelungen, so möchten sie sich doch eher ihm, dem Führer zu Ruhm und Freiheit, anschließen, als Segestes auf den Bahnen

schimpflicher Knechtschaft folgen.“<sup>24)</sup> So ungefähr klang, nach Tacitus, die erste Kriegepredigt des ersten Heerführers der Germanen. Arminius ist eine Vulkannatur, die Sprache hat etwas lavaartiges an sich; es loht aus gepreßtem deutschen Herzen wie aus einer Feueresse; der *furor teutonicus* sprüht aus jedem Satze. Ein solcher Führer mußte gleich dem tosenden Bergbach, der alles vor sich herjagt, seine Mannen mit in den Kampf reißen. Es ist der gleiche Geist, der später in den Nibelungenrechen, in den Schwabenstreichen, in Lützows wilder verwegener Jagd aufs neue erwacht und heute in Millionen deutscher Kriegerherzen hämmert.

So waren die Germanenfürsten geartet zu einer Zeit, da noch keine Kultur der urwüchsigen Natur dieses Volkes ihren Stempel aufgedrückt, keine kriegerische Ausbildung sie in kluger Berechnung ihre Kräfte zu verwenden gelehrt hatte. Der Schlachtordnung und dem Massenstoß entsprach die Führung, sie war der natürliche Ausdruck des kriegerischen Charakters der jungen Nation.

Inzwischen ist das Germanentum aus dem Stadium der Kindheit in das des vollreifen Mannesalters getreten und steht heute auf der Mittagshöhe seines Lebens und seines Ruhmes. Seine herrlichste Verkörperung auf kriegerischem Gebiete hat es im Generalstabschef der vereinigten deutschen Wehrmacht, dem genialen *Hindenburg*, gefunden. Ihn kann man füglich als die Synthese alles dessen betrachten, was die Kriegskunst bis auf unsere Tage ausgedacht und ausgeführt, oder noch besser als den Reformator der gesamten mächtigen Germanenwehr.

So sehr nun der größte deutsche Heerführer des 20. Jahrhunderts von dem, der die Varusschlacht geschlagen, absticht, gewisse Züge hat er dennoch mit ihm gemeinsam. Er ist vorab echt germanisch in der starken, schon äußerlich überlebensgroßen Gestalt, das Bild höchster Männlichkeit, ein Reis, das der urwüchsige deutsche Stamm im 19. Jahrhundert als Probe seiner unverwüstlichen Jugendkraft getrieben. „Da steht er nun, der Sieger von Tannenberg und den masurischen Seen, uns gegenüber,“ schreibt ein Redakteur der „Nationalzeitung“,<sup>25)</sup> „hochaufrichtet, massig, mit dem Riesenmaß seiner Körperlichkeit alles neben sich überragend.“ In dieser Arminiusfigur hat sich auch der *furor teutonicus* seinerzeit mächtig geregt, wenn auch in der beim heutigen kultivierten Soldaten gemilderten Form. Das beweist der Feldzug von 1866, in dem Hindenburg als 18jähriger Leutnant bei Königgrätz seine ersten Lorbeeren holte. Mit welcher Begeisterung er seinen Soldatenberuf erfaßte und wie sein Soldatenblut aufwallte, ist ersichtlich aus den zeitgenössischen Briefen an seine Eltern, deren Veröffentlichung

<sup>24)</sup> Cap. 59.

<sup>25)</sup> Vgl. Hindenburg-Anekdoten, S. 20.

wir seinem Bruder Bernard verdanken. „Es ist höchste Zeit,“ heißt es darin, „daß die Hindenburgs mal wieder Pulver riechen... Ich freue mich über diese buntbelebte Zukunft; für einen Soldaten ist ja der Krieg der Normalzustand und außerdem stehe ich in Gottes Hand.“ Und später: „Mein Ziel auf dem Kriegsfelde ist erreicht, d. h. ich habe Pulver gerochen, die Kugeln pfeifen gehört, alle Arten Granaten, Kartätschen, Schrapnells, Gewehrkegeln, bin leicht verwundet worden, somit eine interessante Persönlichkeit, habe fünf Kanonen genommen u. s. w. Vor allem habe ich die göttliche Gnade und Barmherzigkeit an mir kennen gelernt, ihm sei Ehre in Ewigkeit, Amen.“ Er schildert dann des weitern, wie ihm bei Königgrätz eine Kugel durch den Helm gefahren und er besinnungslos niedergestürzt sei. Von seinen Gefühlen vor der Schlacht äußert er sich also: „Zunächst eine gewisse Freudigkeit, daß man nun einmal Pulver riechen lernt... dann aber auch ein banges Zagen, ob man auch seine Schuldigkeit als so junger Soldat genügend tun wird. Hört man dann die ersten Kugeln, so wird man in eine gewisse Begeisterung versetzt. Sie werden stets mit Hurra begrüßt. Ein kurzes Gebet, ein Gedanke an die Lieben in der Heimat und den alten Namen und dann vorwärts.“ 1870 finden wir Hindenburg beim Sturm von St. Privat im heißesten Kampfe. Er schreibt: „Der Kampf im Dorf mit Bajonett und Kolben am Abend war entsetzlich, Haufen von Leichen, das Ganze in Flammen und rasende Wut auf beiden Seiten.... Gottes Gnade hat sichtlich über mich gewaltet.“ Für seine hervorragenden Leistungen wurde er zum Oberleutnant befördert, erhielt das eiserne Kreuz zweiter Klasse, sowie den roten Adlerorden vierter Klasse mit Schwertern. Was diesen jugendlichen Furor im jungen Hindenburg besonders adelt, ist der religiöse Einschlag, das typische Moment der herrlichen Rittergestalten aus der deutschen Heldenzeit.... ein christianisierter Arminius.

Noch ein weiterer Zug Hindenburgs erinnert an Arminius. Er betrifft die taktische Seite. Der junge Cheruskerfürst war ein Meister der Kriegslist und sein Vorgehen gegen die Römer in den deutschen Wäldern und Sümpfen gleicht in manchen Punkten den Operationen Hindenburgs in den masurischen Seen. Schon die Niederlage des Varus war nicht zum wenigsten diesem Umstande zuzuschreiben. Tacitus erzählt in seinen Annalen,<sup>26)</sup> wie Arminius dem Heere des Germanicus auf bewaldeten Höhen auflauert, es überfällt und in ein dem Feinde unbekanntes Moor drängt, woraus es nur die rasch herangeführten Legionen wieder heraushauen, wie ferner nach einem unentschiedenen Treffen beim Rückzug der Römer an der Ems der Unterfeldherr Caecina seine Truppen unter größten Mühen über einen durch Schlamm,

<sup>26)</sup> I. 63 ff.

Kotlachen und Waldbäche unsichern Dammweg führt, die Germanen inzwischen über die Waldhöhen vorausseilen und den Feind in eine verzweifelte Lage bringen. „Alles war in gleicher Weise den Römern ungünstig. Der Platz ein bodenloser Morast, wo man nicht Fuß fassen konnte und beim Vorwärtsgehen ausglitt. Die Kämpfer selbst in ihren schweren Panzern vermochten, im Wasser stehend, nicht einmal mit ihren Wurfspeeren auszuholen. Die Cherusker hingegen, alles Leute von hochragendem Wuchs und mit gewaltigen Speießen versehen, waren an den Kampf auf sumpfigem Boden gewöhnt. Die Nacht erst gestattete den bereits wankenden Legionen den ungünstigen Kampf abubrechen. Die Germanen aber, die ihr siegreiches Vordringen alle Mühen vergessen ließ, leiteten alle Gewässer, die auf den rings ansteigenden Höhen entsprangen, in die Niederungen hinab, und machten durch Ueberschwemmung des Bodens und Ueberflutung und Versenkung der schon fertigen Werke den Soldaten die Arbeit doppelt schwer... Bei Tagesanbruch verließen die auf die Seiten beordneten zwei Legionen aus Furcht, oder Ungehorsam, ihre Stellung und besetzten in Eile die Fläche jenseits des Sumpfgeländes. Noch brach Arminius mit den Seinen nicht hervor; erst als die Lastwagen in Kot und Gräben stacken, alles in Verwirrung war und niemand mehr auf den Befehl hörte, stürmte er mit seiner Schar heran unter dem Rufe: „Hie Varus und die zum zweitenmal festgebannten Legionen!“ Im gleichen Augenblick durchbrach er mit seiner auserlesenen Mannschaft den Zug, brachte besonders den Pferden Wunden bei, die im eigenen Blute und auf dem schlüpfrigen Sumpfboden ausglitten und die Reiter abwarfen... Am größten war die Not bei den Adlern, die man weder gegen die anprallenden Geschoße tragen, noch in dem sumpfigen Boden befestigen konnte... Als die Nacht heranbrach, teilten die Römer die durch Kot oder Blut verunreinigten Lebensmittel unter einander und wehklagten über die Grabesfinsternis und daß so vielen Tausenden von Menschen nur noch ein Tag zu leben vergönnt sei.“ Das sind Episoden aus den Zügen des ersten germanischen Heerführers, im ersten Jahrhundert nach Christus, die unwillkürlich an die Kriegsberichte über Hindenburgs Siege in der großen neuntägigen Winterschlacht an den masurischen Seen erinnern, nur mit dem Unterschied, daß diese Episoden hier ungleich größere Dimensionen annahmen und für die Russen zu einer der blutigsten Katastrophen dieses Weltkrieges wurden. Einzelschilderungen würden uns zu weit führen. Es ist bekannt, wie Hindenburg als Militär seine ganze Aufmerksamkeit der Erforschung der masurischen Seen widmete, gegen deren Entsumpfung protestierte, beim Kaiser selbst vorstellig wurde und seinen Willen durchsetzte; wie er alljährlich zu den Manövern in diese Gegend delegiert, die die Rolle des Gegners übernehmende Russenarmee in die

masurischen Seen einklemmte, so daß sie beim Zeichen des Gefechtsabbruches regelmäßig bis an den Hals im Wasser steckte und die beteiligten Offiziere zum vorneherein mit wasserdichten Uniformen zu den Hindenburgmanövern einrückten; wie er ferner noch als pensionierter General seine Sommerferien an diesen Seen zubrachte, den ganzen Tag eine eigens zu diesem Experiment geliehene Kanone aus einer Lache in die andere schleppen ließ, genau berechnete, wie tief sie in den Schlamm hineinsank, wie viele Pferde nötig seien, um sie herauszuziehen, welche Lache von der Artillerie passiert werden könne u. s. w. Ja, der Gedanke, die Russen müßten einst in die masurischen Seen gedrängt werden, hatte sich bei ihm geradezu zur fixen Idee ausgebildet, die sich für diese in grause Wirklichkeit umsetzte. Die gewaltige „russische Dampfwalze“ wurde buchstäblich in Moor und Schlamm hineingetrieben und ungleich ärger zugerichtet, als die römischen Legionen unter Arminius Leitung. Sieben Generäle, über 100,000 unverwundete Soldaten, 300 Geschütze und ein ungeheures Heeresmaterial war die Beute des Siegers. Selbst der feindliche Heeresbericht mußte wider Willen die Vernichtung des des 10. und 20. russischen Armeekorps zugeben.

Damit sind die übereinstimmenden Merkmale der beiden Heerführer von einst und jetzt wohl erschöpft; ungleich zahlreicher sind die abweichenden. Der Cheruskerheld stand in der Blüte der Jahre, als er die Römer zurückdrängte, Hindenburg hatte die Schwelle des Greisenalters bereits überschritten, da er für seinen verantwortungsvollen Posten ausersehen wurde. Der heutige Weltkrieg weist überhaupt in Bezug auf das Alter der Feldherrn interessante Abweichungen gegenüber früher auf. Die größten Schlachtenlenker der Vergangenheit vollbrachten ihre Ruhmestaten meist vor, oder in der Blütezeit ihres Lebens; man denke nur an die vier von der Geschichte allgemein anerkannten Feldherrngenies: Alexander, Hannibal, Caesar und Napoleon. Kaum dem Jünglingsalter entwachsen erfocht der große Mazedonier seine glänzenden Siege und sank mit 33 Jahren ins Grab. Hannibal war nicht viel mehr als 30 Jahre alt, als ihn das mächtige Rom tief erschreckt vor seinen Toren währte, Caesar stand als Vierziger im Zenith seines Ruhmes und noch vor der Vollendung seines vierten Jahrzehntes hatte der kriegsgewaltige Korse zwei Drittel Europas seinen ehrgeizigen Plänen dienstbar gemacht. Radetzky, Blücher, Moltke haben uns freilich schon daran gewöhnt, Feldherrngröße beim Greisenalter zu suchen. Und wenn wir uns heute in der Gallerie großer deutscher Heerführer umsehen, so sind es meistens Männer, denen der Griffel der Zeit bereits tiefe Furchen ins Antlitz gezogen. Bülow, Mackensen, Moltke, Falkenhayn, Hindenburg und andere stehen den Siebzigerjahren nahe, oder haben sie bereits überschritten. Der Chef des Generalstabes der deutschen Armee ist eine

ausgereifte, abgeklärte Persönlichkeit, die den ganzen Reichtum ihres durch Jahrzehnte gesammelten Kriegswissens und all die in ihr aufgespeicherten Vorräte an Energie eigens für diesen Weltkrieg aufgespart zu haben scheint. Hindenburgs Großtaten beginnen zu einer Zeit, wo sie bei andern aufhören, beim Greisentum. In eines Greisen Hand legte Deutschlands Kaiser die Schicksalswürfel einer halben Welt, und der Erfolg hat gezeigt, daß er sie in keine bessere hätte legen können. Doch der Name Greis scheint fast nicht auf ihn zu passen, der trotz seiner 70 Jahre noch kerngesund ist und nach seiner eigenen Aussage „wie eine Kanone“ schläft. Ein eigener Zauber liegt über seinem ganzen Wesen. „Alles an dieser Gestalt,“ sagt Ludwig Bauer, „spricht sofort zu unserm Herzen, die prächtige Verbindung von sicherer Ruhe und stürmischem Losgehertum, die einfache Bescheidenheit, das gefestigte Vertrauen, ein knapper klarer Soldatenhumor, der aus seinen überlieferten Äußerungen spricht.... Keine wunderbarere Säkularfeier von 1814 konnten wir alle uns wünschen als diesen Mann, der wie eine Verkörperung des deutschen Heldentums nun vor uns und der Weltgeschichte steht.... Nichts ist bei einem solchen Manne Spiel, alles Ernst, Pflicht, dem Zweck dienende Entschlossenheit und darin liegt die große Beruhigung und Zuversicht, die von ihm ausströmt.... Dazu kommt jene merkwürdige Mischung von Besonnenheit und Eile, jene felsenhafte Ruhe und losstürmende Gewaltsamkeit, mit der Hindenburg aus jeder strategischen Situation alle Siegesmöglichkeit preßt. Ganz modern nützt er alle Denkarbeiten der Beschleunigung aus, Truppen bald hier, bald dort verschiebend, immer wenn der Feind es am wenigsten erwartet, also aus einer Armee drei machend. Wundervoll ist die listige Einfachheit, mit der er den Gegner an einer Stelle heftig beunruhigt, um ihn, wenn dieser dann dort den eigentlichen Angriff vermutet, plötzlich an einer ganz andern Stelle, an der er sich unbesorgt entblößt hatte, anzugreifen und zu werfen, wunderbar seine Vervielfältigungsgabe, seine Kunst, das Selbstverständliche zu tun und doch sich dabei nie erraten zu lassen.... So wie sein Gesicht in jedem Zuge Entschlossenheit und Stärke ausdrückt, steht der ganze Mann vor uns, schon als Lebendiger wie aus Erz gefügt, ein Bismarck der Schlachtfelder.“

Einen Zug vermissen wir in dem von Bauer gezeichneten Porträt Hindenburgs: den Hinweis auf die tiefe Religiosität und das felsenfeste Gottvertrauen des Mannes, den die Vorsehung in Europas schicksalsschwerster Stunde an die Spitze der deutschen Heere gestellt. Wir werden in einem spätern Abschnitte noch darauf zurückkommen, müssen aber schon hier betonen, daß nicht zum wenigsten auch aus diesem Grunde das deutsche Volk ein unerschütterliches Vertrauen zu Hindenburg

burg hat; es borgt von ihm seinen Ernst, seinen Opfermut, seine Entschlossenheit, seine Willenskraft, seinen frommen Sinn und seinen unzerstörbaren Glauben an den Endsieg, so daß man mit Recht geradezu von einem „Hindenburggeist“ gesprochen. „Ueberall,“ sagt ein Korrespondent der „Kölnisch. Volkszeitung“,<sup>27)</sup> „spürt man des Großen Geist. An den Fronten, in den Etappen in der Heimat. Wir fühlen sein geniales Walten an der Somme und sehen ihn an der strategischen Meisterarbeit in Rumänien. Alle Fäden der bis ins Ungeheure gesteigerten Kriegführung laufen in Hindenburgs Meisterhand zusammen. Die großen Pläne, die auf fernen Schlachtfeldern Wirklichkeit werden, entspringen seinem Kopfe. Das ist das Wunderbare: Da wo Hindenburg Truppen braucht, hat er sie; da, wo er stark sein will, ist er es. Und in der Heimat, bei dem restlosen Menschen- und Kräfteaufgebot, das selbst die Zivildienstpflicht erfaßt, spüren wir Hindenburgs rücksichtslos entschlossene Willenskraft, die aufs Ganze geht und durchgreift und eine Gesamtmobilmachung zustande bringt, wie sie die Weltgeschichte noch nicht erlebt. Hellsehend, weitausschauend, zielklar, unbeugsam, bis zum Letzten entschlossen, voll germanischer Tatkraft, und doch ohne Pose, ohne Pathos: Das ist Hindenburggeist! Hinter diesem Geist steht der sittliche Ernst und die durch unsterbliche Ruhmes- und Siegestaten erwiesene Fähigkeit. Deshalb vertrauen wir ihm. Wir folgen, wenn und wo Meister Hindenburg befiehlt. Wir hängen ihm an mit grenzenlosem Vertrauen, daß er uns zum Siege führe. Seinem Feldherrngenie folgen Fürsten, Generale, alte kampfgeprobte Truppen, die schon manche Schlacht erlebt, und junge Rekruten, die der Feuertaufe entgegengehen. Es ist etwas Großes und Erhabenes um eine geschichtliche Persönlichkeit von der Genialität Hindenburgs.“

Ein abschließendes Urteil über Deutschlands größten Heerführer ist heute noch nicht möglich; was er aber bereits geleistet, grenzt ans Gigantische. Wenn einst Tacitus, des Feindes Größe anerkennend, dem Cheruskerfürsten das Zeugnis ausstellte, er sei „unstreitig Germaniens Befreier gewesen, der nicht wie andere Könige und Heerführer die im Entstehen begriffene Macht des römischen Volkes, sondern das Reich in seiner Vollkraft und Blüte bekämpft habe, in Schlachten nicht immer glücklich, aber doch im Kriege unbesiegt“,<sup>28)</sup> so kommt dieses Lob in ungleich höherem Maße Hindenburg zu. Ein „liberator Germaniae“ ist er schon durch seine Taten in Ostpreußen geworden. Nicht bloß ein Volk, sondern vier auf einer hohen Stufe der Macht und der kriegerischen Ausbildung stehende Nationen hält er in Schach, gegen 20 Millionen wehrfähiger Männer sind kampfunfähig geworden, seitdem er im Felde

<sup>27)</sup> 1917, N. 989.

<sup>28)</sup> Annalen II, 88.

steht, seine Erfolge in den Schlachten muß auch der Feind anerkennen, niemals ward er besiegt und mit Recht ist er nicht bloß als ein Sieger, wie so viele andere, sondern als der Sieger schlechthin bezeichnet worden. Wenn mit dem jugendlichen Arminius die Reihe der großen deutschen Kämpfer und Heerführer beginnt und seine Büste am Eingange der Walhalla, der Ruhmesstätte deutscher Größen, thront, so kann Hindenburg, der Greis, hochehobenen Hauptes an dieser ersten Heldengestalt vorüberziehen, vorüber an den großen deutschen Rettern, an einem Friedrich den Großen, einem Blücher, einem Moltke und auf granitnem Sockel neben diesen Platz nehmen als der gewaltigste und glänzendste Repräsentant jenes Geistes, den Arminius vor 2000 Jahren in die deutschen Herzen gesenkt.

Damit könnten wir unsere Ausführungen über Germanenheer und Germanenwehr schließen. Die Heeresmassen und ihre Führer bilden den Kern der Verteidigung eines Landes. Aber dieser Kern bedarf auch einer schützenden Schale, und nie ist man sich dieses Schutzes so bewußt geworden, wie in diesem Kriege. Zur Germanenwehr im weitern Sinne gehören darum auch die deutschen *Frauen* und alle jene, die daheim ihre Kräfte in den Dienst des bedrängten Vaterlandes stellen. Gerade die Frauen sind mit diesem Kriege in eine neue Welt getreten und haben, um mit Gertrud Bäumer zu sprechen, in der „eigenen Seele Neuland gefunden“.<sup>29)</sup>

Will man auch hier den Unterschied zwischen den Germanen von einst und jetzt hervorheben, so ist ohne weiteres ersichtlich, daß die heutige Anteilnahme der Frau am Kriege wesentlich verschieden ist von der der frühern Zeiten; der Geist und die Beweggründe aber, die sie zur Anteilnahme veranlaßten, sind die gleichen geblieben.

Die Frauen der alten Germanen folgten ihren Männern in den Krieg und wurden beim Auszuge samt den Kindern und dem Gepäck auf große Wagen geladen, welch letztere zu Befestigungszwecken hinter der Front verwendet wurden. Ein anschauliches Bild der alten Germanenwehr mit Inbegriff der Frauenaufstellung entwirft Caesar bei Erwähnung seines Zusammenstoßes mit dem Heere des Ariovist.<sup>30)</sup> „Nun endlich waren die Germanen genötigt mit ihren Streitkräften aus dem Lager zu rücken; sie stellten sich nach den einzelnen Völkerschaften in Schlachtordnung auf.... Zugleich umschlossen sie ihre ganze Linie mit ihren Wagen und Fuhrwerken, um allen die Hoffnung auf Flucht abzuschneiden. Auf diese Wagen setzten sie ihre Frauen, welche die zur Schlacht ziehenden Krieger mit fliegenden Haaren unter

<sup>29)</sup> „Der Krieg und die Frau“. Ernst Jäkh. Berlin 1914, S. 6 f.

<sup>30)</sup> De bell. gall. I, 51.

Tränen anflehten, sie nicht in die Sklaverei der Römer fallen zu lassen.“ Ähnlich berichtet Tacitus,<sup>31)</sup> der deutsche Heerführer Civilis habe seine Mutter und seine Schwestern und mit ihnen die Gattinnen und kleinen Kinder aller Mitkämpfenden hinter der Heeresfront aufstellen lassen, als Ansporn zum Siege, oder zur Beschämung für die Geschlagenen. Geradezu malerisch muß es nach Strabos<sup>32)</sup> Schilderung hinter der Schlachtfrent der Kimbern ausgesehen haben, indem den Kämpfenden zunächst ihre Frauen Aufstellung genommen und unmittelbar hinter ihnen einige der Weissagung kundige Priesterinnen, die durch ihre weißen Haare und weißen Gewänder besonders hervorstachen. Ueber den letztern trugen sie noch ein Linnen aus feiner Leinwand, mit einer Fibel unter der Tunica befestigt, sowie einen Gürtel aus Bronze; auch gingen sie barfuß einher. Am schönsten zeichnet wieder Tacitus in seiner Germania<sup>33)</sup> die Bedeutung der Frau im Kriege. „Die Geschwader und Schlachthaufen sind nach Sippen und Verwandtschaften gebildet. In unmittelbarer Nähe befinden sich die Pfänder ihrer Liebe, so daß man das Wehklagen der Weiber und das Weinen der Kinder hören kann. Diese sind für einen jeden die heiligsten Zeugen, die berufensten Lobredner. Zu den Müttern, zu den Gattinnen tragen sie ihre Wunden und diese schrecken nicht davor zurück sie zu zählen und zu untersuchen. Auch tragen sie den Kämpfenden Labung in die Schlacht und muntern sie auf durch Zuspruch.“ Spätere Quellen, wie die Edda, erwähnen unter den Frauen viele Aerztinnen. Kudrun lernt die Heilkunst von einem „wilden wibe“, die Walküre Brunhilde ist eine weise, zauberkundige Frau und versteht sich aufs Wundenbinden wie Hiltgund im Walthariliede. Der Eindruck, den der unmittelbare Anblick der Frauen und Kinder auf die rauen Krieger machte, muß ein tiefgehender gewesen sein und ihnen fast übermenschliche Kraft eingefloßt haben, wird doch, nach Tacitus, berichtet, daß wankende, ja bereits schon durchbrochene Schlachtreihen von Frauen infolge unabläßigen Flehens, durch Vorhalten ihrer Brust und Hinweis auf die bevorstehende Gefangenschaft wieder hergestellt worden seien. Die Gefangenschaft der Frau war für den Germanen ein geradezu unerträglicher Gedanke und jene Völkerschaften, die unter anderen Geiseln auch vornehme Frauen stellen mußten, fühlten sich am stärksten gebunden.<sup>34)</sup> Oft ließen sie es aber auch nicht mit Bitten bewenden, sondern nahmen in der äußersten Not selbst am Kampfe teil. Dio Cassius<sup>35)</sup> teilt mit, daß, als Marc

31) Histor. IV, 18.

32) VII, 2.

33) Cap. 7.

34) Germ. 8.

35) Im Auszug von Siphilinus LXXI, 3.

Aurel die Markomannen und Quaden schlug, man nach der Schlacht unter den erschlagenen Barbaren auch die Leichen bewaffneter Frauen gefunden habe. Das gleiche berichtet Plutarch und Marius. Sogar Frauen in Männerrüstung nahmen am Kampfe teil. Ihr dichterisches Abbild sind später die Schlachtenjungfrauen, von den nordischen Sängern Walküren (Wählerinnen der im Kampf Getöteten) genannt. Sie tummeln sich hoch zu Roß auf der Walstatt, unterstützen ihre Freunde im Kampfe und führen die Gefallenen in die Walhalla, wo sie den ihnen im Leben so lieb gewordenen Kampf fortsetzen. Für den kriegesischen Charakter der alten Germanenfrauen sprechen endlich auch ihre Namen, die so oft mit gunt, hilt, hadu, wie (= Kampf), grima (= Helm), rant, lint (= Schild), ger, bong (= Ring), brunja (= Panzer) gebildet sind, wie Hildigunt, Gundhilt, Sunnihilt, Dagahilt, Helidgunt, Mathild, Bauglint, Gêdrut, Rantgunt, Brunhilt, Grîmhilt, Haduwic, Chunigunt, Gêrlint.<sup>36)</sup> Endlich glaubten die Germanen, was wir gleichfalls von Tacitus vernehmen,<sup>37)</sup> den Frauen wohne etwas Geheimnisvolles und Prophetisches inne. Sie befragten sie deshalb in zweifelhaften Lagen und beobachteten sorgfältig und gewissenhaft ihre Ratschläge und Bescheide, als ob es Orakelsprüche wären. So wurden z. B. in der Zeit Vespasians der Veda im Bruktererlande und in ganz Germanien fast göttliche Ehren erwiesen. Auch soll es schon lange vorher unter den Kimbern und ihren Bundesgenossen Frauen gegeben haben, die sich der gleichen Verehrung erfreuten. Mit dem von Tacitus Gesagten stimmt Caesars Angabe überein, der bei Befragung der Gefangenen, warum Ariovist keine Schlacht liefere, erfuhr, daß die Germanen die Gewohnheit hätten, von den Frauen durch Lose und Weissagungen bestimmen zu lassen, ob es vorteilhaft sei, ein Treffen zu liefern oder nicht; nun behaupteten aber diese, es sei nicht der Wille der Götter, daß die Germanen siegten, sofern sie sich vor dem Neumond in ein Treffen einließen.<sup>38)</sup> Die Phantasie der Germanen hat auch hier ein Ideal geschaffen in den sogenannten Schwanenjungfrauen, die im Federgewande durch die Luft fliegen und den Menschen die Zukunft vorhersagen. Im Norden wurden sie zu Nornen, Schicksalsgöttinnen, an deren Spitze Urdr, d. h. das „Geschick“, steht.<sup>39)</sup>

So ragte denn die alte Germanin tief hinein in die kriegesischen Gedankenwelt des Mannes; ihrem Schutz und ihrer Sicherheit weihte er die beste Kraft seines Heldenarmes. Heute nun nimmt die Frau nicht mehr in so unmittelbarer Weise und in solcher Nähe am

<sup>36)</sup> Vgl. Salzer, Geschichte der Deutschen Literatur, Bd. I, S. 6.

<sup>37)</sup> Germ. 8.

<sup>38)</sup> De bell. gall. I, 50.

<sup>39)</sup> Vgl. Salzer, A. a. O. S. 6.

Kriege teil, wie damals. Die so ganz anders geartete Kampfweise, die soziale Stellung der Frau, der Umschwung in den Gebräuchen und Sitten u. s. w. machen dies begreiflich. Der brave Kamerad, den einst die Lützower hatten, der, als ihm eine Kanonenkugel den Schenkel zerschmetterte, im Niedersinken die Litewka aufriß und seinem Offizier zurief: „Leutnant, ich bin ein Mädchen!“, bildet wohl eine Ausnahme. Nur des Unteroffiziers Töchterlein Eleonore Prochaska konnte so etwas leisten. Ab und zu mag auch eine Maid sich zwischen die Kämpfenden drängen, ihnen mitten im Blut- und Pulverdampf erfrischenden Trank reichen, wie Rosa Zenoch in Galizien, oder ihnen Speisen und Munition zutragen, wie die wackern Tirolerfrauen an der österreichisch-italienischen Front; im allgemeinen jedoch warten heute den Frauen ganz andere Aufgaben. Deshalb gehören sie aber nicht minder zur Germanenwehr, im Gegenteil, hinter einer schlagkräftigen Feldarmee muß eine tatkräftige Heimarmee stehen. Wenn daher Tacitus von den alten Germaninnen berichtet, sie hätten den Ihrigen „Labung und Zuspruch ins Gefecht gebracht“, so tut die Frau von heute noch mehr; denn die deutschen Millionenheere werden vielfach durch Frauenhände ausgerüstet, bekleidet, gespeist, verbunden und gepflegt. Schon vor zwei Jahren schrieb Gertrud Bäumer: „Heute stellen die Frauen zwei Fünftel der Arbeiterschaft in der Fabrikation von Sprengstoffen, über ein Siebentel der Leute; die Riemen und Sattlerarbeiten machen, sie tun fast die Hälfte der Arbeit in der Seilerei, Segel- und Sackherstellung, sie machen einen Drittel der pharmazeutischen Präparate, ein Siebentel der chirurgischen Instrumente; die weiblichen Arbeiter sind drei Viertel der Arbeiterschaft in der Konservenherstellung, zwei Drittel in der Tabakverarbeitung, ein Sechstel in der Glasfabrikation. Aus Frauenhänden bekommt der Soldat also nicht nur seine Strümpfe und sein Hemd, auch die Degenkoppel, der Riemen seines Tornisters und die Zügel seines Pferdes, der Feldstecher, der Zeltstreifen, auf dem er ruht, sind durch Frauenhände gegangen. Auf dem Verbandplatz findet er Frauenarbeit nicht nur in Watte und Binden, sondern auch in der Sonde, die seine Wunden untersucht, und in den Desinfektionsmitteln, die sie reinigen. Ja, den Granaten, die unsere Mörser versenden, hat irgend ein junges Proletariermädchen aus Spandau oder aus dem Fabriknorden Berlins die Zündleitungen gebohrt — vielleicht die Frau oder die Braut des Mannes, der die Batterie bedient.“

Welch ein Arbeitsgeist aber das deutsche Frauenherz beseelt, zeigt der flammende Appell von Ida Dehmels, der Gattin des Dichters, an ihre Leidensgefährtinnen:

„Dein Sohn ist im Krieg, dein Mann im Spital,  
Deinen Schwestern fehlt es an Brot —

Jetzt schwing' deine Waffen, zehn Finger wie Stahl,  
Gehärtet in der Not.

Jetzt muß deine Hand alle Arbeit tun,  
Und Friedenswunder vollbringen,  
Herzstarke Hand, du wirst nicht ruhn,  
Bis wir den Sieg erringen.“

Und wenn die alten Germanen „zu den Müttern, zu den Gattinnen ihre Wunden trugen und diese sich nicht scheuten, sie zu zählen und zu untersuchen“, so stehen ihnen die Germanenfrauen des 20. Jahrhunderts auch hierin nicht nach. In wahrhaft mütterlicher Weise wenden sie den Verwundeten ihre ganze Liebe und Teilnahme zu. Während die Riesenarmeen zum Kampf auszogen, ward unter den Zurückgebliebenen eine Samariterarmee mobilisiert und gleich der Feldarmee organisiert und zentralisiert durch den Zusammenschluß aller Hilfskräfte: des Roten Kreuzes, der Vaterländischen Frauenvereine, des Bundes deutscher Frauenvereine u. s. w. Der Wehrbeitrag dieser Samariterarmee auf den verschiedensten Gebieten hier zu schildern, würde zu weit führen. Nur auf eines möchten wir noch aufmerksam machen, auf den Geist der *Solidarität* der deutschen Frau mit dem des deutschen Kriegers. In diesem Punkte ist die Germanin von einst und jetzt sich stets unverbrüchlich treu geblieben.

Von Arminius Gattin Thusnelda berichtet Tacitus in den Annalen ausdrücklich, sie sei ganz und gar von den Gefühlen ihres Gemahls be-seelt gewesen. Wir sehen in ihr überhaupt den Typus der altgermanisch-bekannt sind, so genügen sie doch, um bis auf den Grund dieser Frauenseele zu schauen. Als sie nach dem mißglückten Handstreich ihres Gatten und dem Verrat des Segestes in die Gewalt des Germanicus geraten und römische Gefangenschaft ihr sicheres Los ist, trübt keine Träne ihr Auge, keine Bitte um Gnade kommt über ihre Lippen. Nur einen Schmerz kennt sie und der gräbt sich tief in ihre Züge. Unter dem Herzen birgt sie einen Germanensprößling. Die gefalteten Hände und die tränenlosen Augen ruhen unverwandt auf dem Mutter-schoß, und der Gedanke: dieses mein Kind ist der Sklaverei verfallen, macht sie fast zur versteinerten Niobe.<sup>40)</sup> Dieser Thusneldageist ist bis auf den heutigen Tag wach geblieben. Die deutschen Frauen haben alle ihre Lebensinteressen und Zukunftshoffnungen in die ihrer Männer, Söhne und Verlobten aufgehen lassen; ihre Gedanken- und Empfindungswelt hat Kriegscharakter angenommen und ragt ganz und gar in die der deutschen Helden hinein. Oder tönt nicht etwas von der im Unglück zu

<sup>40)</sup> Tacitus. Annalen I, 57.

Tage tretenden Thusneldahärte in der Sprache von *Else Lüders*, der begabten Jugendorganisatorin und Vertreterin des Friedens- und Schiedsgerichtsgedankens wieder, wenn sie sich gegen das Mitleid wehrt, das man im neutralen Ausland der deutschen Frau entgegenbringt: „Wir Frauen wissen ganz genau, welche Opfer der Krieg von uns fordert. Wir alle haben liebe Angehörige im Felde. Wir ringen für uns selbst oder für andere mit schweren wirtschaftlichen Sorgen. Und dennoch! *Wir wollen kein Mitleid*. Wir tragen die uns auferlegte Prüfung mit Stolz und Freudigkeit als vollbewußte Glieder unseres Volksganzen.“<sup>41)</sup> Spricht nicht Thusneldatrotz, der sich nicht aufs Bitten versteht, und Thusneldawille aus dem Protest von *Helene Lange*, der Vertreterin des deutschen Frauenweltbundes in der Friedenskommission: „Keine deutsche Frau will den Frieden um den Preis, daß das Leben unseres Vaterlandes gehemmt und gekürzt werde. Keine will den Frieden, der uns nicht bringt, was wir haben müssen: Sicherheit für starke Entfaltung deutscher Leistung, Spielraum für den quellenden Strom deutscher Kultur, festen Boden für alle friedliche Welteroberung, die dem deutschen Geiste in Wissenschaft, Technik, sozialer und wirtschaftlicher Organisation möglich ist. Und wenn die Frage heißt: „Krieg, oder Stillstand deutscher Entwicklung — Tod oder Knebelung deutschen Lebens“, so lautet die Antwort der deutschen Frauen ohne Besinnen: „Krieg und Tod.“ Ringt sich nicht Thusneldaliebe zu den Kindern und Thusneldahaß gegen den Feind durch das Bekenntnis der Frau Ida Boy-Ed hindurch, die selbst mehrere Söhne im Felde hat: „Wir Soldatenmütter haben immer, immer an den Krieg gedacht. Wir haben ihn auch bisweilen gewünscht; denn wir litten mit, wenn die Entspannungen allzu deutlich für uns mit hingenommenen Demütigungen verwandt schienen. Aber als dann plötzlich der unheimliche Trommelwirbel durch die Lande hallte, „Krieg, Krieg“, rasselte, da zeigte die Wirklichkeit, welch furchtbares Spiel mit den eigenen Empfindungen dieser Wunsch gewesen. Ein paar Tage lang — Tage der Folter und des Grauens — zitterten einem die Knie, und man hatte die Atemlosigkeit, als sei man in eiskaltes Wasser gesprungen. Und dann kam Englands Kriegserklärung. Und sie gab dem Mutterherzen die Kraft zurück. Machte aus jeder Mutter eine Opferfreudige. Es gab nur noch eines: das Vaterland. Und der Haß kam, der befruchtende, beflügelnde Haß, der eine Waffe ist, und eine Begeisterung, die das Verbluten und das Entsagen leichter macht. Wer kann, wer will das seelisch entwirren, wie alles ineinander hinüberwirkte: Haß, Zorn, Vaterlandsliebe?“ Thusneldaresignation endlich ruht über den Gedichten „An die Frauen“ von Richarda Huch, wenn sie singt:

<sup>41)</sup> Vgl. „Neue Zürcher Ztg.“, 1915, Nr. 4: „Wie deutsche Frauen den Krieg erleben.“

„O Frauen, wie das Los der Erde falle,  
Nie wechselt eures: Leiden, Kampf und Not. —  
Ob Frieden blühe, ob das Schlachthorn schalle,  
Ein ew'ger Brand von eurem Opfer loht!“

Und Thusneldaschicksal und Thusneldasieg bei dem lautlosen lächelnden Verbluten an den eigenen Seelenwunden verkünden die ergreifenden Verse der gleichen Dichterin:

„Wie Sklaven kämpft ihr, schutzlos, namenlos,  
Und steigt, wenn Völker ihre Helden preisen,  
Vergeßne Sieger in den dunklen Schoß.“ —

Fürwahr, wenn solche Stimmen aus der Heimat nach den Schlachtenfronten hinüber schallen, müssen sie den deutschen Krieger nicht minder kampfbegeistert stimmen, als einstens den alten Germanen die Unterpfänder seiner Liebe in seiner nächsten Nähe, geht ja doch auch hier der Kampf um Haus und Herd, um Weib und Kind.

Den großartigsten Ausbau hat die Germanenwehr in der Heimat durch das *Gesetz vom vaterländischen Hilfsdienst* erfahren, zu dem jeder männliche Deutsche vom 17. bis zum vollendeten 60. Lebensjahre, so weit er nicht zum Dienste in die bewaffnete Macht berufen ist, vom Gesetze verpflichtet wird. Wir möchten darin gewissermaßen die neue, durch Hindenburgs weitblickenden Geist geschaffene deutsche Schutz- und Trutzmauer, die germanische Wagenburg des 20. Jahrhunderts, sehen. Dank der Tapferkeit der deutschen Truppen liegt diese Wagenburg der Heimatheere weit hinter der Schlachtlinie der Kombattanten, aber die Aufgaben und der Zweck der Arbeit ist schwerer und bedeutungsvoller geworden denn je. Weil der Gegner den Kampf hinübergespielt auf nichtmilitärische Gebiete und Geld, Wirtschaft und Menschenkraft zu Kampfmitteln gemacht hat, mußten Freiheit, Existenz und Leben für die bedrohte Sache des Vaterlandes eingesetzt werden. Nicht bloß alle politischen und nationalen, nein, auch alle sozialen Unterschiede wurden fallen gelassen, eine goldene Brücke geschlagen zwischen der Front und der Heimat und das ganze Volk zu einer einzigen Armee von Streitern und Arbeitern zusammengeschweißt. „Schon seit vielen Jahren,“ sagt ein Korrespondent der „Kölnisch. Volkszeitung“,<sup>42)</sup> „ist das Hohe Lied von der Arbeit so recht das Lebenslied der modernen Zeit geworden. Jeder Telegraphendraht eine Saite in der Harfe, jeder Maschinenhub ein Takt dazu, jede Werkstatt ein Ton, jede Fabrik ein Akkord darin. Aber durch das Gesetz vom vater-

<sup>42)</sup> 1916, Nr. 975.

ländischen Hilfsdienst schwillt das Hohe Lied von der Arbeit, von der Arbeit, die heilt und reinigt und erfreut, zu so ungeheurem Orgelbrausen an, wie wenn der Frühling im Sturm über die Berge steigt, zu einem Kriegs- und Siegeshymnus ohnegleichen, der eisern klirrt wie Schwerter-schlag und doch die Herzen glühen macht.“

Nicht unerwähnt darf endlich in diesem Zusammenhange die Tatsache bleiben, daß das Germanenheer nur deshalb solch gewaltiger Kraftäußerungen fähig ist, weil die wirtschaftliche Germanenwehr daheim ungebrochen dasteht und seit drei Jahren über 60 Milliarden Mark auf den Altar des Vaterlandes gelegt hat. Das deutsche Volk brachte durch diesen glänzenden Milliarden-sieg den eisernen Siegeswillen auf auf finanziellem Gebiete in unzweideutiger Weise zum Ausdruck und bewies, wie auch der letzte Germane mitzuarbeiten versteht am Freiheitswall von Stahl und Eisen, an der Wagenburg deutschen Völker-glückes. Ganz Deutschland ist zu einem einzigen idealen Schlachtfeld geworden, auf dem jeder in seiner Art am Amboß steht und am deutschen Frieden schmiedet, nach den Worten des Dichters:

„Heute ist mir dieses Schlachtfeld eines großen Volkes Schmiede  
Und in Gut und Blut und Feuer schafft es Einheit, Kraft und Friede.“

Wir kommen zur letzten kraftvollen Äußerung und imposantesten Ausgestaltung des germanischen Heer- und Wehrwesens. Sie betrifft die deutsch-österreichische *Waffenbrüderschaft*. F. L. Jahn sagt irgendwo: „Einmut entsteht unter Sprach-, Stamm- und Staatsgenossen bei gleicher Gefahr und gleichem Gefühl. Allgemeine Not und Plage wecken das schlummernde Volkstum zum Einmut, sein Heldentum vollendet Riesenwerke und vollbringt Riesendinge. Eine neue Wunderwelt scheint da plötzlich geschaffen.“ Diese Einmut gleicher Sprach- und Stammgenossen, wenigstens der Mehrzahl nach, ist in der Zusammenschmiedung der 120 Millionen Angehörigen des deutschen Reiches und der Donaumonarchie zu einem einzigen Block glänzend zum Ausdruck gekommen und hat wirklich Riesendinge vollbracht. Die Verbrüderung der zwei großen Fronten war die einzige Möglichkeit, sich der übermächtigen Gegner zu erwehren. Diese hatten auf die Uneinigkeiten und Zwistigkeiten der Völker Oesterreich-Ungarns gezählt und geglaubt, die vielgestaltige Habsburger Monarchie im ersten Ansturm zertrümmern zu können. Aber der Staatsgedanke siegte in der großen Prüfung des Vaterlandes über nationale Sonderwünsche und Sonderinteressen, alle Elemente gruppierten sich um den deutschen Kern an der Donau und dieser schmolz mit dem noch stärkeren am Rhein zum stahlharten Doppel-eisen-kern zusammen, an dem sich der Feind bisher umsonst die Zähne wundgebissen. Auf eine Massenerhebung der roten Internationale in Deutsch-

land hatte man gerechnet, die der Kriegspartei in den Rücken fallen würde; aber auch sie strich in Ehrfurcht vor des Vaterlandes Not die Segel, und Adler und Doppeladler stürmten mit gleich mächtigem Flügelschlag in Ost und West auf den gemeinsamen Feind.

Merkwürdig, die Hoffnungen und Wünsche der Ententemächte decken sich hier in auffallender Weise mit denen der Römer vor fast zweitausend Jahren. Tacitus, der warmfühlende Patriot, führt mit freudiger Genugtuung an, wie der übermütige, beutelustige Stamm der Brukterer durch einen Bund germanischer Nachbarvölker besiegt und vernichtet worden sei und preist die Gunst der Götter, die seinem Volke das Schauspiel einer Schlacht gegönnt hätten, in welchem über 60,000 Germanen im Bruderkampf umgekommen, zur Augenweide Roms, das dabei keinen Finger zu rühren brauchte.<sup>43)</sup> An einem entscheidenden Siege durch eigene Kraft verzweifelnd, ruft er aus: Möchte doch, das ist mein Wunsch, den Völkern Germaniens, wenn sie unsere Freundschaft verschmähen, die gegenseitige Abneigung erhalten bleiben, denn besseres kann uns, wenn dem Reich das Verhängnis droht, das Schicksal nicht gewähren, als die Zwietracht der Feinde.“ Tacitus' Wunsch hat sich nicht erfüllt, ebensowenig der der Entente; im Gegenteil, Sprach- und Stammverwandschaft wirkten nachhaltiger, als alle ändern trennenden Faktoren. Die alte germanische Vergangenheit lebte mächtig auf, man wurde sich wieder bewußt der gemeinschaftlichen geschichtlichen und kulturellen Wurzeln, die sich überall durch den germanischen Boden ziehen, so wie der Verbindung und der Verschmelzung des deutschen Volkstums mit christlichem und religiösen Leben; man sah einen neuen Morgen tagen für die beiden Schulter an Schulter in die Welt gestellten, an Rasse und Geschichte sozusagen ineinander gewachsenen Staaten. Hier wie dort lebte ja deutsches Volk und deutsche Kultur hatte das Staatsgebäude aufgerichtet. Wie konnte man so etwas nur vergessen! Durch die Politik war der unselige Antagonismus heraufbeschworen worden. Deutschlands politische Trennung von Oesterreich, der Zerfall des altdeutschen Reiches und des deutschen Bundes, die Errichtung des neuen deutschen Reiches und andere Erscheinungen hatten eine Kluft zwischen Stammesbrüdern geschaffen, große Traditionen zerstört und tausend uralte, goldene Fäden zerrissen, welche die germanischen Völker des Nordens und Südens in den Tagen ihres Werdens, besonders aber in den großen Zeiten des römischen Reiches deutscher Nation, verknüpft hatten. Der unheilvolle Riß, den die Entwicklung der politischen Verhältnisse geschaffen, ward von den Besten des Volkes auf beiden Seiten stets schmerzlich empfunden. Von hüben und drüben erschollen

<sup>43)</sup> Germania, Cap. 33.

immer wieder Stimmen der Sehnsucht nach Verbrüderung. Schon im Jahre 1691 lesen wir auf einem Berlinerflugblatt:

Aber kann es anders sein?

Oesterreichs und unsre Waffen

Scheinen gleichsam überein

Und für einen Mann geschaffen.

Adler fast einander gleich

Die von einem Stamm entsprossen,

Sind einander für das Reich

Auch die besten Hülfsgegnossen.

Und auf dem Titelblatt des ersten Jahrganges des „Deutschen Hausbuches“ von Guido Görres (1846) steht ein kleines Gedicht, das man fast als Aufruf zum gegenseitigen Zusammenschluß, beim Beginne dieses Krieges betrachten könnte. Es heißt:

Deutsche Donau! Deutscher Rhein!

Reicht zum Bunde euch die Hand,

Stimmt ihr Deutsche alle ein,

Schirmt vereint das Vaterland.

Kämpft verbunden Hand in Hand,

Deutsche Donau! Deutscher Rhein!

Eintracht hält allein Bestand,

Treue soll die Lösung sein.

Geradezu prophetische Bedeutung haben heute die Worte, die Bischof W. Emmanuel Frhr. von Ketteler in seiner großzügigen staatsbürgerlichen Auffassung vor fünfzig Jahren über das Zusammengehen Deutschlands und Oesterreichs niederschrieb: „Wenn das (die Neugeburt) gelingt, wie wir zuversichtlich erwarten, so wird Oesterreich bald wieder mächtig erstarken und dadurch auch zu Deutschland die Stellung wiedergewinnen, die ihm gebührt. Je mächtiger Oesterreich im Innern ist, je gesunder und kräftiger die inneren Verhältnisse Oesterreichs sich neugestalten werden, desto mehr wird sich im übrigen Deutschland das Verlangen unwiderstehlich regen, mit Oesterreich in der innigsten Verbindung zu stehen.“<sup>44)</sup>

Die Sehnsucht, die in diesen Stimmen widerklingt, suchten Könige, Feldherren und große Politiker zu verwirklichen. Joseph II. hatte bereits ein Jahr nach dem Tode Friedrichs des Großen in einer an den Minister von Kaunitz gerichteten Denkschrift bemerkt: „Wenn die Häuser von Oesterreich und Brandenburg aufrichtig zu einander halten und

<sup>44)</sup> Köln. Volksztg. 26. Mai 1916.

nach gemeinsamen Plänen handeln, so haben sie nichts zu fürchten, weder von irgend einer andern Macht, noch sogar von mehreren Mächten.“ Und auf Seite Preußens war es kein geringerer als Moltke, der siegreiche Feldherr von 1866, der immer in einem Bündnis mit Oesterreich die sichersten Garantien für die Zukunft erblickte und versicherte: „Es ist mein altes Lied: *Mit* Oestreich, dann hat es keine Not.“ Von dem gleichen Gedanken war Bismarck getragen. Noch am Abend des 3. Juli 1866 gab er auf dem Schlachtfelde von Königgrätz die Losung aus: „Die Streitfrage ist entschieden, jetzt gilt es die alte Freundschaft mit Oesterreich wieder zu gewinnen.“ Und dieses Ziel ließ er nie mehr aus dem Auge. Das von ihm nach 1871 zunächst versuchte Dreikaiserbündnis war nicht von Dauer, weil der Gegensatz zwischen Rußland und Oesterreich zu stark war. Schon 1876 hatte das deutsche Reich sich in verbindlicher Form auszusprechen, ob es bei einem russischen Angriff auf Oesterreich neutral bleiben würde. Bismarcks Antwort hatte zur Folge, daß sich der russische Krieg von Ostgalizien nach dem Balkan hinüberspielte. Nach dem Berlinerkongreß, der nach dem russisch-türkischen Kriege stattfand, verlangte Rußland vom deutschen Reich eine endgültige Entscheidung zwischen Rußland und Oesterreich. Bismarck zögerte nicht und schloß ein Bündnis mit Oesterreich. Er sah darin, wie aus seinem Schreiben an den König von Bayern vom 10. September 1879 hervorgeht, eine Art Ausbau und Reform des sogenannten „Deutschen Bundes“, der von 1815—1866 zwischen beiden Reichen, wenn auch in unzulänglicher Form, bestanden hatte. Auch das Volk erkannte vollauf die Bedeutung dieser deutsch-österreichischen Annäherung und Verbrüderung, wie es die Eindrücke Bismarcks auf seiner Fahrt von Gastern über Salzburg und Linz nach Wien bekunden, die er in die Worte zusammenfaßt: „Mein Bewußtsein, daß ich mich auf rein deutschem Gebiet unter deutscher Bevölkerung befand, wurde ständig vertieft.“ Von welcher Tragweite dieses Bündnis mit Oesterreich war, zeigt am unzweideutigsten der Brief, in dem der alte Kaiser Wilhelm den Kaiser von Rußland vertraulich darüber verständigte, daß, wenn er eine der beiden Mächte angreife, er beide gegen sich haben würde, damit der russische Kaiser nicht etwa irrtümlich annehme, Oesterreich allein angreifen zu können. Mit diesem Zusammenschluß hatte der deutsche Gedanke gesiegt und als Ende Juli 1914 der Weltkrieg ausbrach, reichten sich die deutschen Stämme der Ost- und Westmark brüderlich die Hand, Habsburg und Hohenzollern fanden sich im gleichen Lager ein und die zwei Heer- und Wehrwälle verschmolzen rasch durch gemeinsame Siege und Opfer zu einer Germanenfront aus einem Guß. Seither flutet der Strom deutscher Geschichte wieder in sein altes Bett und murmelt ein Lied von der großen schönen Zukunft der zwei geeinten Bruderstaaten.

In kühnem Gedankenflug schlägt der Dichter der österreichischen Lande, Peter Rosegger, die Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen den Germanen von einst und jetzt und preist den gemeinsamen Waffen- und Siegesgang unter altbewährten germanischen Fahnen und Führern in folgenden schwungvollen Versen:

Uns, die den alten Germanen entstammen,

*Trennte* das Schwert, *einte* das Schwert.

Vaterland, Mutterland, herrliche Namen!

Vater und Mutter sind wieder beisammen,

Tapfere Söhne beschützen den Herd.

Schauen empor zu den Taten der Ahnen,

Gütig im Frieden, schrecklich im Streit;

Folgen mit Jauchzen den heiligen Fahnen

Germanischer Fürsten auf ruhmreichen Bahnen,

Bauen vereint eine glückliche Zeit. —

## III.

## Germanenseele und Germanengeist.

Die germanische Heer- und Wehrmacht hat uns die äußere Seite deutschen Wesens aufgedeckt. Im Folgenden möchten wir einen Blick tun in die Seelenwelt und das Geistesleben dieses Volkes und die innere Triebkraft kennen lernen, die hinter dieser Hiebkraft wirkt. Zum Teil ist das allerdings bereits geschehen, denn eine Schilderung des germanischen Kriegswesens war nicht möglich, ohne gewisse Seiten des innern Menschen zu streifen. Eine vertiefte Betrachtung der Germanenseele scheint uns aber um so notwendiger, als man von verschiedenen Seiten bemüht ist, die wahren Züge zu verwischen und sie zur Karrikatur herabzuwürdigen. Nach den Aeüßerungen einer gewissen Presse wären Barbarismus und Vandalismus die ausgesprochensten Blüten des deutschen Charakters, und die Germanenseele fände ihr vollendetes Konterfei in den alten Hunnen wieder.

Schon vor 2000 Jahren sah sich der römische Geschichtsschreiber Tacitus veranlaßt, gegen eine ähnliche Kritik Stellung zu nehmen und den geistigen Schlagschatten der Kulturmenschen von damals die Lichtseiten dieser „Barbarenselen“ gegenüberzustellen. Ihm galt die Germanenseele als eine Art ungeschliffenen Diamanten, der in seiner Naturschönheit in mancher Beziehung vornehm abstach gegen das abgeschliffene, entwertete Juwel der Römerseele. Er wies seinen Zeitgenossen, welche die germanischen Kraftmenschen nur für rohe Krieger ohne Herz und ohne Gemüt hielten, nach, daß sich auf dem Grunde dieser Psyche eine ganze Reihe echt humaner Züge vorfänden, welche sie selbst entweder nie gekannt, oder im Laufe der Zeit, infolge ihrer Blasiertheit, hätten verkümmern lassen. Dem heutigen Beurteiler der germanischen Volksseele liegt eine ähnliche Aufgabe ob, nur mit dem Unterschiede, daß er den Verzerrern und Fälschern ein Bild mit ungleich schärfern Umrissen, klarerer Lineamentik und wirkungsvollern Lichteffekten entgegenhalten kann.

Wenn wir im Folgenden von der deutschen Volksseele sprechen, so sind wir uns der Schwierigkeit dieser Aufgabe wohl bewußt. Es gibt kaum etwas Komplizierteres als den deutschen Charakter, der bis auf den heutigen Tag sich auf keine sichere, allgemein anerkannte Formel

hat bringen lassen. Der Philosoph Schelling sagt,<sup>1)</sup> es sei oft bemerkt worden, daß die übrigen Nationen durch ihren Charakter viel bestimmter wären als die deutsche, die daher wegen ihrer allgemeinen Empfänglichkeit als die Wurzel, wegen der in ihr liegenden Kraft der Vereinigung des Widerstrebenden als die Potenz der andern Nationen betrachtet werden könnte. „Sollte nicht das Los des Deutschen darin das allgemeine des Menschen sein, daß auch er die verschiedenen Stufen, welche andere Völker gesondert darstellen, allein alle durchläufe, um auch am Ende die höchste und reichste Einheit, deren die menschliche Natur fähig ist, darzustellen?“ Allerdings liege in diesem Wesen und der Bestimmung, in allen Formen sich zu versuchen, der Grund einer unendlich mannigfaltigen Spaltung, und bisher habe leider der innere geistige Lebensblitz gefehlt, der die nach allen Richtungen gesonderten, auf ihre eigenen Endpunkte hingetriebenen Kräfte zur Einheit des Lebens verschmolzen hätte.

Mit dieser Bemerkung Schellings ist ein erster Wesenszug der deutschen Seele festgelegt, nämlich ihre *Zwiespältigkeit*. Sie ist schon Tacitus aufgefallen. Im Anschluß an die Bemerkungen über die rastlose Tätigkeit der Germanen im Kriege und das träge Liegen auf der Bärenhaut in Friedenszeiten, hebt er die *mira diversitas naturae*,<sup>2)</sup> den seltsamen Widerspruch im Charakter dieses Volkes hervor. Neben dem leidenschaftlichen, jähren, ungestüm kriegesischen Wesen und den weniger sympathischen Zügen, wie Raub von Vieh und Habe, Trunksucht, Trägheit, unbändiger Zorn, Maßlosigkeit bei Spiel und Gelage, fallen sodann dem feinsinnigen Römer eine merkwürdige Zartheit der Empfindung in der Auffassung und Behandlung der Frauen auf, eine große Mäßigung gegenüber Sklaven und Unfreien, die man fast zur Familie rechnet, eine hohe sittliche Auffassung der Ehe und des Familienlebens, sowie bei einzelnen Stämmen ein ausgesprochenes Gerechtigkeitsgefühl. Diese Gegensätze sind nun allerdings im Laufe der Zeit vielfach abgeschwächt worden und die rauhen Züge einer niedern Kulturstufe verschwunden, aber das Zwiespältige, Gegensätzliche im germanischen Charakter ist bis auf den heutigen Tag geblieben. E. H. Meyer<sup>3)</sup> spricht mit Recht von der „deutschen Doppelseele“, Rich. M. Meyer<sup>4)</sup> von der charakteristischen Zwiespältigkeit derselben. Ersterer drückt sich in der Zeitschrift für Kulturgeschichte<sup>5)</sup> noch näher dahin aus: „Die Germanen

1) Angeführt bei O. Zimmermann, S. J.: „Soll die Religion national sein?“ Herder 1916, S. 34.

2) Germania, Cap. 15.

3) Deutsche Volkskunde, S. 100.

4) Deutsche Charaktere, S. IX.

5) II, S. 143.

sind problematische Charaktere ab initio.“ Noch in jüngster Zeit hat Alfred Biese<sup>6)</sup> in einer feinsinnigen Studie die wunderbare Mannigfaltigkeit der deutschen Seele darzulegen versucht. Kann man sich auch nicht mit jedem Zuge einverstanden erklären, so sind doch die Grundlinien und verschiedenartigen Tendenzen in dieser Psyche mit Meisterhaftigkeit gezeichnet. Er weist hin auf die weltumspannende romantische Flugkraft, Beweglichkeit und Wandlungsfähigkeit der deutschen Seele einerseits, und den mit diesem Idealismus scharf kontrastierenden nüchternen Wirklichkeitssinn und die Tatfreudigkeit anderseits, sowie auf die Verschmelzung der mannigfaltigsten Formen zur Einheit auf Grund des in der Tiefe dieser Seele schlummernden Idealismus. In einer Reihe bunter Charakterbilder aus Geschichte und Literatur sehen wir diese wunderbare Komplexibilität des deutschen Geistes lebensvoll verkörpert. „Welche Fülle der Gesichte taucht vor uns auf,“ ruft er aus, „wenn wir unsere Literaturentwicklung überschauen, welche scharf geschnittenen, unruhig bewegten Charaktere, welche gegensätzlichen, sich wunderbar ergänzenden Naturen, in deren Verschmelzung erst die höchste Vollendung gegeben sein würde....! Wir sehen in einen unablässigen Kampf der Geistesrichtungen hinein: Germanentum und Christentum, Weltflucht und Weltliebe, Lebensbejahung und Lebensverneinung, Askese und Sinnesfreude, Mystik und Gottentfremdung; wir sehen die Aufklärung wider die Reformation streiten, und weiter den Sturm und Drang wider das Austrocknen des lebendigen Lebens durch den nüchternen Rationalismus, Romantik wider die Klassik, Deutschtum wider Weltbürgertum, Wirklichkeitssinn wider Phantastik, Tatfreudigkeit wider Mystik. Unablässig liegen Kopf und Herz, Verstand und Phantasie im Kampf, und der Kampf schafft Bewegung, Leben, Fortschritt. Das erkennt, wer die Beziehungen der deutschen Seele zur Fremde, zu Rom und Hellas, zu Frankreich und England, Italien und Rußland, Dänemark und Norwegen in den verschiedenen Epochen unserer Geschichte bis auf die Gegenwart verfolgt, wer die Wandlungen der Weltanschauungsdichtung, der Entwicklungsromane von Parzival, Simplicius, Wilhelm Meister, Maler Nolten, Grünem Heinrich bis auf Gottfried Kämpfer oder die Wandlungen der Naturdichtung zu schildern unternimmt, sei es die des Meeres von der Gudrun, von Heine bis auf Storm und Liliencron, des Gebirges bei Göthe und Keller und Scheffel, des Waldes bei Eichendorff u. s. w. Oder ein anderer fasse die Dichtung als Spiegel der schlichten Volksseele, oder der Gelehrtenseele, oder des industriellen oder des soldatischen Geistes, oder des mystisch gemütvollen Sinnens, oder des tiefgründigen Humors, oder des ethischen

6) „Die deutsche Seele im Spiegel deutscher Dichtung als unbesiegbare Macht“. Berlin, Weidmann 1916.

Pflichtbegriffs, oder des nationalen oder des sozialen Gedankens. Kurz eine Fülle von Problemen und Stoffen lassen sich zusammenfassen und der Gott und Welt umspannenden Kraft der deutschen Seele einordnen.“<sup>7)</sup>

Auch die jüngste Periode der deutschen Geschichte, der bereits drei Jahre wütende Weltkrieg, hat dem deutschen Charakter diese Gegensätzlichkeit nicht genommen. Es weist vielmehr gerade in diesen schicksalschweren Tagen die germanische Soldaten- und Volksseele eine so geheimnisvolle Amalgamierung zwischen Stahlhartem, Eisernem, Ehernem, mit Weichem, Zartem und Gefühlvollem auf, daß sich einem unwillkürlich das Dichterwort auf die Lippen drängt:

„Denn wo das Strenge mit dem Zarten,  
Das Starke sich und Mildes paarten,  
Da gibt es einen guten Klang.“

Bei dieser Mannigfaltigkeit und bunten Verästelung der deutschen Seele hat sich aber doch der eine oder andere gefragt, ob denn diese Anlagen, Richtungen und Tendenzen alle in gleichem Maße in ihr ausgebildet seien, oder ob es, um mit dem französischen Kritiker und Literaturhistoriker Taine zu sprechen, auch im deutschen Charakter eine *faculté maitresse*, ein dem ganzen deutschen Wesen zu Grunde liegendes Seelenvermögen gebe, das als oberste Instanz alle andern Eigenschaften bis zu einem gewissen Grade in ihrem Wechsel bedinge und alle Ideen und Tätigkeiten des Menschen beeinflusse? Die Frage wurde bejaht und eine Dominante in der germanischen Volksseele konstatiert, die in der Gemütswelt des Deutschen ihren Sitz haben soll. „Der tiefste Grundzug deutschen Wesens,“ sagt Dr. Fr. Walter,<sup>8)</sup> „ist das auffallende Vorwalten des Gemüts. Eine gewisse Weichheit und Versonnenheit ist zugleich Vorzug und Schwäche des Deutschen.... In allen Lebensäußerungen des Volkes, in allen Schöpfungen seiner Kultur läßt sich der Hauch dieses Geistes erkennen. Mit tüchtigem Verstande begabt, sind die Deutschen doch keine ausgesprochenen Verstandesmenschen, nicht bloß kühle Rechner. Das deutsche Gemüt ist nicht allein der verborgene Quell, aus dem Leid und Freud unseres Daseins emporrauschen, sondern auch die Kraftquelle zu edlem Sein und Tun. Es ist das Geheimste, Innerlichste und Persönlichste des Menschen. Auf dieser Verbindung von Verstand und Gemüt beruht die Eigenart und der Kulturbedeuf des Deutschen. Der deutsche Geist ist dadurch befähigt zu den höchsten

<sup>7)</sup> A. a. O. S. 18 ff.

<sup>8)</sup> „Erziehung der Jugend zu deutscher Art“. Pharus, 6. Jahrgang, 1915, S. 312.

Fragen des Lebens sich aufzuschwingen und ahnungsvoll in tiefem Gemüt den Rätseln des Daseins nachzusinnen. Eine vertiefte Auffassung des Lebens, eine nicht am Aeusserlichen haftende Bewertung der Dinge ist damit gegeben.“

Walters Urteil erscheint uns hier ungleich tiefer und zutreffender als dasjenige Charlyle's, der seiner Zeit den Germanen als ihren Beitrag am Werke der Zivilisation das *posse*, die *Tatkraft*, zugeschrieben, die sie in ihrer ganzen sozialen und juridischen Wirksamkeit bewiesen, während die Römer einen hartnäckigen, ausdauernden *Willen*, das *velle*, an den Tag gelegt, die Griechen hingegen in besonderer Weise die *Geisteskraft*, das *nosse*, entwickelt hätten. Der englische Literaturhistoriker ist nicht bis in die letzte Tiefe der deutschen Seele vorgedrungen. Gewiß beweisen die Deutschen auch heute eine Tatkraft in ihren sozialen und juridischen Institutionen, in ihrer ganzen Organisation, die die Welt in Staunen setzt, und diese Tatkraft äußerte sich im ersten Kriegsjahr in der festungs- und frontzermalmenden Energie und heute in der siegreichen Abwehr gigantischer Angriffe, aber diese Energie ist ein Ausfluß der Begeisterung der deutschen Seele und der nährnde Quell dieser Begeisterung ist das deutsche Gemüt. „Nicht die Gewalt der Armee, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des *Gemütes* ist es, welche Siege erkämpft,“ sagt Fichte.

Mit dieser stark hervortretenden Gemütsanlage des Deutschen stehen eine Reihe individueller Züge in Verbindung, von denen es oft schwer zu sagen ist, ob sie auf dem Boden einer tiefen Gemütsanlage erwachsen sind, oder ob die starke Gemütsanlage eine Folge dieser individuellen Eigenschaften ist. Wir nennen hier als charakteristischen Einschlag in die deutsche Volksseele vorab das *Naturgefühl*, das *Lied* und die *Treue*, alles Züge, die bereits Tacitus aufgefallen sind.

Ein lebendiges Naturgefühl ist dem Deutschen wirklich in hohem Maße eigen und scheint ihm mehr als einem andern Volke angeboren. „In der germanischen Seele,“ sagt der Naturforscher Ratzel,<sup>9)</sup> „lebt eine Liebe der Natur um ihrer selbst willen, die die romanische nicht in dem Maße hat. Dem Romanen ist die Natur mehr Mittel zum Zweck. Der Italiener hat nach dem Zeugnis Göthes in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ ein tieferes Gefühl für die hohe Würde der Kunst.“ „Der Engländer hängt am Landleben,“ meint R. von Delius, „der Franzose empfindet fein die Stimmungen der Landschaft, der Russe ist eng mit seiner Scholle vertraut, der Deutsche sehnt sich nach der Natur aus innerstem Gemüt heraus.“<sup>10)</sup> Man hat die deutsche Kultur geradezu eine Wald-

<sup>9)</sup> Naturschilderungen 1911, S. 370.

<sup>10)</sup> „Die Eigenarten des deutschen Geistes“, S. 16.

kultur genannt. Das mag seine Berechtigung haben; denn aus dem urwüchsigen deutschen Wald ist sie hervorgegangen. Der Wald durchdringt mit seinem Einfluß, seinen Erzeugnissen und seinen eigenartigen Stimmungen das Leben und das Gemüt des deutschen Volkes. Schon die alten Germanen waren, nach dem Berichte des Tacitus, von einem mystischen Zug zur Natur, zu Wald und See erfüllt. Aus diesem Naturgefühl ging jene tiefsinnige Naturreligion und jene schwermütige Naturfeier in heiligen Hainen und Wäldern hervor, deren der römische Geschichtsschreiber so oft Erwähnung tut. „Wälder und Haine sind ihre Heiligtümer, und mit göttlichen Namen belegen sie jenes Geheimnis, dem sie in heiliger Verehrung nur ahnend gegenüberstehen.“<sup>11)</sup> „Aus heiligen Hainen holen sie Bilder und Symbole des Kriegsgottes und nehmen sie mit in den Kampf.“<sup>12)</sup> Von dem Stamme der Semnonen heißt es: „Zu einer bestimmten Zeit kommen Gesandte aller stammverwandten Völker zu einem durch die Satzung der Väter und die Schauer der Vorzeit geheiligten Haine zusammen und begehen dort den schaurigen Ursprung ihrer barbarischen Religion.“ Daß das Naturempfinden hier ausgeartet und die Naturreligion einen düstern barbarischen Charakter angenommen, bezeugt die Erwähnung eines Menschenopfers als Höhepunkt des Festes. Die Nerthusvölker, erzählt Tacitus weiter, haben ihren Namen von der Göttin Nerthus, d. h. Erdmutter. Auf einem Eiland des Meeres besitzen sie einen heiligen Hain und darin einen ihr geweihten, mit Decken verhüllten Wagen. Nur der Priester darf ihn berühren. In einem verborgenen See werden Wagen, Gewänder, ja, das Bild der Gottheit selbst gewaschen, worauf die dabei behilflichen Diener sogleich der See verschlingt. Geheimnisvolles Grauen und mystisches Dunkel umschwebt das, was nur dem Tode Geweihte schauen dürfen.<sup>14)</sup>

Ein starkes Naturgefühl ist von jeher ein gemeinsamer Charakterzug aller deutschen Stämme gewesen. Auch das spätere Volksleben wurzelt im Wald, in der freien, großen Natur. „Eine starke Naturfreude weht uns wie frischer Waldesodem aus dem *Mittelalter* entgegen,“ sagt Dr. F. Walter.<sup>15)</sup> „Und doch möchte man sie ihm so gerne absprechen! Ueber dem ganzen Verhältnis der Menschen zur Natur lag, trotz der geheimen Scheu vor ihren Geheimnissen, der wunderbare Zauber der Romantik, der Schimmer echter Poesie.“ Und nach der feierlichen Ruhe des Waldes, seiner Stille und seiner Tiefe zieht es noch immer den Deut-

11) Germ. 9.

12) Germ. 7.

13) Cap. 39.

14) Cap. 40.

15) Vgl. „Köln. Volkszeitung“ 1916, Nr. 529.

schen machtvoll hin. Gerade die große Persönlichkeit sucht so gerne für die ringende, grübelnde Seele Ruhe und Konzentration in der majestätischen Einfachheit des Waldes. „Mit den Bäumen habe ich mehr zu reden als mit den Menschen,“ sagte Bismark, der Mann von Stahl und Eisen, der sich mitten in seinen Mühen und Arbeiten stets nach seinen Wäldern zurücksehnte.

Was hat überhaupt die deutsche Phantasie im Walde, in Gottes freier Natur nicht alles gesehen, wie hat sie allen Naturerscheinungen lebensvollen Ausdruck gegeben. Die Wolkenrosse der Walküren jagten durch die Luft und schüttelten den Tau der Nacht aus ihren Mähnen. An den Waldbächen hausten die Nymphen, in den wallenden Morgen- und Abendnebeln tanzten die Elfen den Ringelreihen, die Waldfee glitt über raschelndes Laub und Geister suchten über Moor und Haide irrend im bleichen Mondenschein ihre Gefährten. Und wie bevölkerte dieses sinnende Gemüt die Natur mit allen nur möglichen Gestalten. Man denke an die Märchen und Sagen von Dornröschen, Siegfried, von Frau Holle, dem Kyffhäuser und Hørselberg, von Rübezahl, Lohengrin, Tannhäuser usw., ferner an alle die phantasiedurchwobenen Erinnerungen, die sich um Schlösser, Burgen, Ruinen und alte Denkmäler schlingen. Und auch heute noch erfrischt sich das deutsche Gemüt an Berg und See und Wald. Selbst der fürchterliche Krieg hat diesen Lebensquell nicht auszutrocknen vermocht. An der Front, im Schützengraben, im Lazarett, mitten in Feindesland bricht das Naturempfinden mit elementarer Wucht aus der Soldatenseele hervor und rankt sich um seine frohen und trüben Erlebnisse wie zarter Epheu um starke Tannen oder Burgmauern. In stiller Nacht, in der Feuerpause, auf dem Vorposten, auf einsamer Wacht, beim Ritt durch Feld und Flur, kann sich der harte Marsohn auf einmal in einen stillen Träumer verwandeln, für einige Augenblicke aufgehen in der Natur und mit Blumen spielen wie ein Kind. Wir haben einen jungen Bayern durch acht Jahre als Schüler gehabt. Obgleich in der Schweiz geboren und auferzogen und nur während der Ferien ab und zu im bayrischen Wald weilend, liebte er sein deutsches Vaterland über alles und stellte sich ihm, als der Krieg ausbrach, alsogleich zur Verfügung. Nebst anderen prächtigen Charaktereigenschaften zeigte er immer ein tiefes Verständnis und eine innige Freude am Leben und Weben der Natur. Und diesen Zug seiner Seele vermochten weder die Kämpfe bei Ypern noch an der Somme, noch die Schlacht in der Champagne, noch die jüngsten grauenvollen Stürme an der Westfront, die er als junger Artillerieleutnant, geschmückt mit dem eisernen Kreuz und der bayrischen Militärverdienstmedaille mitmachte, zu verwischen. Eine kleine Blütenlese aus den Briefen an seine Eltern, seinen Lehrer und andere mag dies bestätigen.

25. Februar 1915.

„Gestern bin ich durch Wytschaete gefahren... Es ist kein Städtchen mehr, sondern ein wüster Trümmerhaufen... Vorgestern war wunderschönes Frühlingswetter, gestern hats geschneit, das ist so der Welt Lauf. Das Meer schickt uns immer wieder neue Wolkenmassen herüber... Ich lege Euch, liebe Eltern, ein paar Frühlingsblüten bei, Schneeglöckleinknoten, sie werden wohl verdorren, bis sie bei Euch sind, aber es ist doch ein Gruß und Andenken vom fernen Frühling. Ich fand sie an einer zerschossenen Gartenmauer, mitten unter Steintrümmern, zwischen Zerstörung und Auferstehung. Es ist eigentümlich, wie der Zufall oft mitspielt. Mancher geht an solchen Stellen achtlos vorbei, aber ich weiß nicht warum, mir fällt es immer auf, wenn ich solches sehe.“ ...

6. April 1915.

„Gestern war ein prächtiger Tag, artilleristisch prächtig. Morgens früh gingen wir hinauf gegen Wytschaete. Erst jetzt habe ich die grausige Verwüstung recht erkannt. Im nebligen Morgenschauer lag er da, der Ruinenhaufen, der einst als herrliche Ortschaft auf dem Hügel tronte und so viele Menschen barg mit all ihren Freuden und ihrem Weh. Wie ein Mahnfinger stehen noch zwei durchlöcherchte Mauerreste vom Kirchturme und weisen hinauf zum Herrn, der geprüft hat und gerichtet. Wir sind stumm zwischen den Schutthaufen hindurchgegangen und haben hastig die Moderluft eingeatmet, die wellenähnlich aus den Kellern und Gräften strömt. Dann ließen wir die Totenstadt hinter uns und schritten den Berg hinunter. Mitten zwischen Trümmern und Schutt blühen herrliche Narzissen in einem verschütteten Garten. Eine habe ich mitgenommen und lege sie bei. Wie sie ankommt, ist gleich, aber Ihr müßt mir sie aufbewahren.“

Vor Ypern, den 6. Mai 1915.

An eine Freundin seines Heimatortes schreibt der junge Feldgrau: „Man sollte meinen, daß der Frontdienst, ganz besonders der Dienst in der vordersten Linie, abstumpft und nach und nach unempfindlich macht für edlere Gefühle und Gedanken. In gewisser Beziehung ist das so. Das immerwährende Schauen von Zerstörung und Verstümmelung alles Schönen in Kunst, Natur und nicht zuletzt das gierige Nachstellen nach dem Leben des Gegners, verwischt so manchen edlen Zug im Gemüte. Aber in stillen Abendstunden, wenn ich allein bin mit meinen Gedanken oder einen Brief habe von meinen Lieben, einige tausend Meter hinter der Front, ringsum nichts

als die bezaubernde, erwachende Frühlingsnatur und eine Sonne und einen Himmel, wie ihn nur ein gesegnetes Flandern aufweisen kann, dann erwacht wieder in mir die alte Freude und Begeisterung am Schönen. Hundert zerschossene Wytschaete, tausend durchfurchte, zerstörte Felder und Auen und all die vielen zerstörten Menschenleben können mir dies nicht rauben... Ich will jetzt enden, es ist spät abend geworden, trüb und regenschwer. Ich sitze draußen hinter dem Quartier auf einem umgestürzten Baume, da plauderts sich am schönsten. Ringsum blühende Wiesen und Bäume, weidende Pferde und arbeitende Menschen... Im Hintergrunde auf einem Hügelsaume die unvergeßlichen Ruinen von Messines und Wytschaete. Leise spielt der Abendwind mit jungen Blüten und Blättern, aber er ist nicht so lind wie zu Hause, jeden Abend bringt er Brandgeruch mit von Ypern. Auch heute wieder erzitterte die Erde im Dröhnen unserer Mörser, die in genauen Zeitabschnitten den Tod in die Stadt hinüberschleudern. Schuß auf Schuß und dazwischen fast friedliche Ruhe. Nun gute Nacht.“...

Am Schlusse eines längern Briefes vom 14. Juni 1915 gab uns der junge Kämpfer folgende anmutige Schilderung, die unwillkürlich an Franz Schrönghammers „Lerchenlied im Granatfeuer“ erinnert.<sup>16)</sup> „Es ist fast unerträglich heiß. Erddunst, Modergeruch und Fliegenwesens. Nur ganz oben trillert eine Lerche. Das liebe Vögelein hat in unserer Nähe sein Nest; wir kennen es schon lange und haben uns oft schon gefreut daran. Wenn dann das Feuer gar zu stark wird, dann verzieht sich das Tierchen in sein Nest; kaum wird der Kampf etwas ruhiger, so steigt es wieder auf und trillert und singt und sieht nicht, daß unten durch die Schützengräben Gruppen von Männern gehen, immer zwei hintereinander, die einen andern Mann tragen. Und diese Männer, die getragen werden, sind auch Deutsche, sind auch jung, haben Liebe zu Hause, die weinen und beten! Dann würgt man etwas hinunter, das mächtig im Innern aufsteigt und mit doppeltem Grimme schaut man hinüber zur andern Lehmmauer. Ich glaube nicht, daß dann der Herrgott im Himmel zürnt, wenn man ihn anfleht: „Gott strafe England“. Leben Sie wohl und denken Sie an mich, Ihr alter, treuer Otto.“

26. Mai 1916.

„Ich will noch ein wenig erzählen, wie ich am 9. Mai mein „Eisernes“ erhielt. Die Feier fand statt im Parke eines alten Schlosses aus der Bourbonenzeit. Das Schloß gehörte einem alten Adeligen aus königlichem Hause, das bezeugen die Lilien im Wap-

<sup>16)</sup> Vgl. „Helden der Heimat“, S. 101 f.

pen, das riesengroß über dem Tore hängt, eingemeißelt in wunderbarem Marmorsockel. Vom Torturm herunter wiegte sich in großen Schwingungen die alte deutsche Fahne mit dem vertrauten Schwarz-Weiß-Rot, gerade bis zu den Lilien reichte sie, die Siegerin. Dazu das frische Grün des Parkes, die Musik und die Feldgrauen alle, es war ein einzigartiges Bild. Der Korpskommandeur, in Begleitung der Divisionäre und des Stabes, sprach mit Jedem, fragte nach den Verhältnissen, Bildungsgang usw. Von mir wollte er recht viel wissen, unter anderm auch, warum ich als Student der Medizin nicht „doktere“. Als ich ihm antwortete: „Ich will lieber schießen, Exzellenz,“ war er befriedigt...“

20. Januar 1917.

„Heute sitze ich wieder unter der Erde bei meinen Mörsern... Draußen ist alles in Schnee gehüllt, die Nacht ist hell in ihrem Schimmer, nur die Waldbäume starren ernst und schwarz gen Himmel. Droben ist Stern an Stern — klingende Kälte, ein deutscher Winter. Der Posten draußen singt ein Heimatlied, langsam, fast ein bisschen wehmütig verhallt es zwischen den Stämmen. Aber, als ich auf ihn zutrat, da riß es ihn zusammen und stahlhart klang seine Stimme, als er mir Meldung machte, ein echter deutscher Junge. Vereinzelte Leuchtkugeln gehen hoch, dann und wann blitzt es auf drüben, dann kommt ein Geschoß herübergeheult, kracht irgendwo oder bleibt im Schnee stecken, dann wieder tiefe Stille. Die Sterne blinken so freundlich und beruhigend streicht der Wind durch die Waldwipfel.“

15. April 1917.

„Weißer Sonntag ist's, ich sitze wieder, wie so oft, unter dicker Betonschicht und regiere meine Mörser. Habe einen größern Erkundigungsgang gemacht... und neben ganz Interessantem, über das ich nicht erzählen darf, auch herausgefunden, daß der Frühling kommt. Mag's auch stürmen und regnen, die Kälte ist gebrochen, der Regen ist warm, der Wind milde, an allen Ecken, an den Haldden, in Haide und Hain, wo die Granate Platz läßt, da sprießt ein saftig Grün. Mir kamen des Wälsungen Worte in den Sinn: „Du bist der Lenz, nach dem ich verlangte, in frostiger Winters Frist.“ Mit viel mehr Freude geh' ich an die Arbeit, wenn früh morgens die Vöglein singen, wenn in mildem Morgenlichte der Frühling leuchtet „über Wald und Auen weht sein Athem, weit geöffnet lacht sein Aug,“ wenn die Knospen brechen und die Bäche den alten Winterschnee zu Tale rinnen lassen. Trotz der vorgerückten Jahreszeit ist's noch nicht ganz Frühling, aber er kommt, es wird nicht mehr lange

dauern, dann werden die Blumen aus dem Boden gucken. Die Haselstauden treiben schon. Ich habe hier ein Kätzchen beigelegt. Es ist zwar klein und schwarz vom Kohlenstaub, aber doch ein lieber Gruß. Hoffentlich vermutet die Zensur nichts Böses dahinter ....“

Noch der letzte Brief, den der stramme Kämpfe am 6. Juni 1917 an uns schrieb, athmet Poesie und sinnvolle Naturfreude: „Herrlich schön ist heute der Abend. Ein starkes Gewitter hat die schwüle Luft abgekühlt, und das ganze Land, das vorher in unstemem Flimmern vor mir lag, ist jetzt klar und deutlich gezeichnet. Jede Furche sieht man im Glas, jeden Riß. Am Himmel wölbt sich ein Regenbogen, so schön, daß er gar nicht in dieses Kriegsland hineinpaßt. Mir kommt die Sage in den Sinn, daß zwei Engelein hinuntersteigen, jedes mit einer güldenen Schale, und daß sie darin die Enden des Bogens tragen, damit er nicht den schmutzigen Boden berühre. Damit denke ich an Ekkehard und seinen Vergil und durch diesen wieder an Sie ....“

Neben dem zarten Naturempfinden unseres jungen Freundes kommt sodann recht oft auch der sonnige deutsche *Humor* zu seinem Rechte. Er war von jeher dem Germanen eigen und hat auch auf dem dunkeln leidvollen Grunde dieses Krieges zahlreiche Blüten getrieben. Da wir dieser Seite der deutschen Seele, um nicht zu lange zu werden, kein eigenes Kapitel widmen können, beschränken wir uns auf zwei Stellen aus den Briefen unseres jungen Artillerieleutnants, von denen der eine die gute Stimmung eines Kriegskameraden im Schützengraben, die andere die prächtige Laune des Schreibers selbst hinter der Front charakterisiert.

6. April 1915.

„Heute, am hl. Osterfeste, geht es ganz ruhig zu. Artillerie feuert überhaupt keine, und die Infanterie hält ein Schützenfest ab, auf bewegliche Ziele. Diese Ziele sind allerdings englischen Ursprungs, aber im Kriege gibt es eben nichts anderes. Rechts neben unserm Unterstande ist eine Schießscharte, besetzt mit einem ausgezeichneten Schützen, er trifft fast jeden, den er auf's Korn nimmt. Gerade über ihm im Walle hat er ein Windrädchen befestigt, selbst geschnitzt natürlich, und daran läuft eine Welle, an welcher ein Hampelmann hängt; der macht die tollsten Sprünge, und turnt, daß jeder seine Freude daran hat, wenn er hinsieht. Am Windrädchen steht geschrieben: „Wenn ruhig, dann bitte nicht zu reizen.“ Man braucht allerdings den kleinen Hampelmann nicht zu reizen; denn es weht den ganzen Tag über ein leichtes Windchen, und da hat der kleine Kerl nie Ruhe. Bald macht er Bauchaufschwung, bald

Welle, und bald surrt er rum, in tadellosem Riesenschwunge, daß die Beine nur so flitzen. Plötzlich hält er an, und mit seinem höhnischen Gesichte grinst er hinüber zu dem englischen Graben, und dann turnt er wieder weiter, ob Kugeln pfeifen, ob Splitter surren, er spielt immer weiter im ärgsten Feuer. Ein eigenartiges Hampelmannchen. Wie lange er schon so turnt, weiß ich nicht, aber nie hat ihm jemand etwas zu Leide getan. Es ist überhaupt schön hier im Schützengraben; erst wenn man länger darin ist, gefällt er einem. Ueberall herrscht ein eigenartiger Humor, ich möchte ihn Grabenhumor taufen, der die ernste Lage ganz vergessen läßt. Dazu kommt das Pflichtgefühl und das Vertrauen zum Herrgott, da ist man ganz befriedigt.“

Noch köstlicher in seiner Art ist der Abschnitt aus dem zweiten Brief vom 27. Dezember 1915.

„Neulich war ich wieder einmal in Valenciennes. Infolge der Zugverbindung von hier aus bin ich immer um 12 Uhr mit meinem Dienst fertig, habe bis 4 Uhr frei, und dann verfehle ich nie, das französische Straßenleben mir anzuschauen. Von 12—1 Uhr ist Platzkonzert von irgend einer Regimentsmusik, die frischt einem wieder auf für längere Zeit. Ich habe mich dann umgesehen nach einem Lokal, wo ich essen kann, und entdeckte auch bald eines mit großen Fenstern. Drinnen saßen viel Uniformierte und ließen sich's trefflich schmecken. Es waren meist mittlere Eisenbahnbeamte und Pöstler, auch einige Feuerwerker. Es gab eine tadellose Suppe und dann einen wirklich guten Hühnerbraten. Besser hätte er mir noch geschmeckt, wenn ich bei seiner Vertilgung mehr Bewegungsfreiheit gehabt hätte. Aber zu meiner Linken saß ein Herr Postsekretär, oder so was ähnliches, ein königlicher Beamter vom Scheitel bis zur Sohle, und der brauchte den halben Tisch zum Ablutschen seines Hühnerschenkelchens, dabei triefen seine Hände, seine Finger, seine Mundwinkel, triefte überhaupt der ganze Sekretär von Fett und Wohlbehagen. Als ich dann schüchtern meinen linken Ellenbogen auf die Höhe des Tisches bringen wollte — rechts war die Wand, da hatte ich keine Aktionsfreiheit — da kam mein Arm mit dem seinen in Berührung und der Ruck pflanzte sich fort bis zu dem Knöchelchen, das er zwischen seinen Zähnen hielt. Sein rundes rotes Gesicht drehte sich langsam mir zu und er fauchte etwas, denn reden konnte er ja nicht, denn krampfhaft hielten seine Zähne das Wadenbeinchen des Hühnchens. Aber der Blick, den er mir zuwarf aus seinen Schweinsäuglein, über den offiziellen Postsekretärzwickel hinweg, dieser Blick hielt jeden Versuch zu einer

neuen Offensive meinerseits nieder. Erst als er seine Finger abschleckte, als er mit seiner Serviette die Schweiß- und Fettropfen abwischte, oder, besser gesagt, zerrieb, denn er glänzte nachher noch mehr als zuvor, erst als sämtliche Knöchelchen in reinsten Weise auf dem Teller lagen, und dieser selbst auf's beste mit Brot abgewischt war, erst dann rückte er in sehr höflicher und zukommenster Weise etwas nach links. Mir hat der Kerl gefallen, wenn ich auch fast ein bischen grob geworden wäre, er war zu echt.“

Wie man sich und die Seinen in humorvoller Weise über bestandene Gefahren und trübe Gedanken hinwegzutäuschen vermag, hat unser Feldgraue anlässlich eines Besuches seiner lieben Eltern in München, wo er im April dieses Jahres 14 Tage auf Urlaub weilte, gezeigt. Lächelnd überreichte er seiner Mutter eine Schrapnellkugel, die in seinem Helm stecken geblieben war, und auf die angstvolle Frage der Mutter: „Aber Otto, was wirst du da wohl gedacht haben?“ erhielt sie die lakonische Antwort: „Nun, Mutter, was habe ich gedacht: Gott sei Dank, daß ich einen Stahlhelm und keine Pelzkappe auf dem Kopfe hatte.“

Das sind Funken, die in den bewegtesten Augenblicken des Kriegsdramas aus der Seele des Kämpfers wie Sternlein aus dunkeln Wolken hervorblitzen, etwas Befreiendes, Tröstendes an sich haben und wie kaum eine andere Fähigkeit über die dunkelsten Schatten, die sich auf das Gemüt legen, hinweghelfen.

Bevor wir das Kapitel über Naturfreude schließen, sei noch einer zarten Falte des deutschen Herzens gedacht, die mit dem Naturempfinden in engster Verbindung steht, wir meinen die *Heimatliebe*. „Heimat! Das ist jenes Zauberwort,“ sagt Walter,<sup>17)</sup> „das das deutsche Gemüt ertönen läßt bis auf den Grund. Gewiß, wir haben die Heimat nicht in Erbpacht. Der Italiener liebt sein sonniges Land, der Ungar seine Pußta, der Beduin die weite schweigende Wüste. Aber im tiefen deutschen Gemüt findet sie ein besonders starkes Echo.... Heimweh, das ist eine echt deutsche Krankheit, denn mit besonderer Stärke fällt sie das deutsche Herz an.“ Ueber die enge Verbindung, die Natur, Volk und Land mit einander eingehen, sagt der feinsinnige Naturforscher Ratzel:<sup>18)</sup> „Ein dauerndes Zusammenleben mit bestimmten Naturgegenständen bringt den höchsten Grad des Einfühlens, den wir *Einleben* nennen. Da umschlingen Erinnerungen die Natur, so dicht, daß ein Hinüber und Herüber von Wachsen und Entwickeln zwischen der Natur und den Seelen eintritt und diese Natur ein Teil unserer eigenen Existenz wird.... Die

17) Pharus. A. a. O. „Erziehung der Jugend zu deutscher Art“, S. 318.

18) Naturschilderungen. S. 200, angeführt bei Walter a. a. O.

Worte „meine Heimat“ und „Heimatgefühl“ bezeichnen dieses Verhältnis.“ Wie mächtig dieses Heimatgefühl und diese Heimatliebe gerade heute im Herzen der deutschen Krieger glüht, vermag uns besser als lange Erörterungen das stimmungsvolle Gedicht von Karl Jünger (im Felde), betitelt „Heimatahrt“ zu zeigen.<sup>19)</sup>

Doch ich soll die Heimat wiedersehen,  
Wieder wandeln altvertrauten Pfad,  
Wieder hören ihre Heimwehlieder,  
Wieder lauschen ihrem Ruf zur Tat.

O du Heimat! Welten gingen unter,  
Seit du mich zu deinem Schutz gewieht.  
Ströme, leidgefüllt und schmerzentsprungen,  
Mündeten ins Meer der Ewigkeit.

Und es werden neue Welten wachsen  
Aus der Blutsaat, die der Krieg gepflügt.  
Und es werden neue Menschen werden  
Aus den Banden, die das Leid gefügt.

Doch du bleibst. Deine Eichen werden ragen,  
Deiner Sehnsucht blaue Blumen blühen,  
Deine Männer still in Feld und Heide  
Weiter sich um deine Saaten mühen.

Blühe, wachse und erstarke! Reife  
Stolz empor zu reichster Sommerruh',  
Und du, Frieden, segne uns und neige  
Deutscher Heimat deine Schwingen zu.

Eine weitere, prächtige Blüte, die dem tiefen deutschen Gemüte entspringt, ist das Lied, besonders in seiner Eigenschaft als *Kriegslied*.

Es ist eine Erscheinung ganz eigener Art, daß der Mensch nicht bloß in Zeiten höchster Freude, sondern auch tiefsten Schmerzes und größter Not seiner Seelenstimmung im Liede Ausdruck gibt. Das Lied ist gleichsam die goldene Schale, die bald die Träne, das Blut der Seele, auffängt, bald auch den Schaumwein der Freude aufnimmt, der aus dem Herzen quillt. In schweren Stunden täuscht die goldene Fassung gleichsam über den bitteren Inhalt hinweg und gibt der Seele selbst etwas von

<sup>19)</sup> „Kölnische Volkszeitung“ 1917, Nr. 305.

der Kraft und dem Glanze des edeln Metalls. Das konnte man in den ersten Tagen des August 1914 so recht erfahren, als eine Kriegserklärung nach der andern, gleich krächzenden Raben, Unheil verkündend nach Deutschland flog, und schwere Wetterwolken am östlichen und westlichen Himmel emporstiegen. Da zogen die deutschen und österreichischen Soldaten singend und jubelnd aus zum Kampfe gegen die Neider des großen Vaterlandes, obwohl sie wußten, daß manche von ihnen nicht wiederkehren sollten. Das Lied, das der Germane in frohen Stunden, bei Pflug und Hammer, am Altare vor seinem Gott, an der Wiege des Säuglings, bei frohem Feste und am offenen Grabe nicht missen konnte, es folgt ihm auch im Kriege, in Gefahr und Tod. Er summt es leise zwischen den Zähnen auf den Vorposten, es verkürzt ihm die Zeit im nächtlichen Biwak, er schmettert es aus voller Kehle beim stürmischen Angriff, es hilft ihm hinweg über das Heimweh, erleichtert ihm die Strenge des Marsches, läßt ihn Hunger und Durst, Wind und Wetter vergessen und begleitet ihn wieder heim als Sieger beim Eintritt in das Tor in die geliebte Vaterstadt.... Wie manches Kriegslied ist nicht schon dahingerauscht über die deutschen Lande!!

Im Kriegslied ist eine Kraft verborgen, die den Arm stählt und die Herzen festigt. Es wirkt wie ein elektrischer Funke in der Soldatenseele, der zündet und schlägt. Als die Spartaner zur Zeit des zweiten messenischen Krieges in schwere Not gerieten und sich an das delphische Orakel wandten, riet ihnen der Gott, bei den Athenern Hilfe zu suchen. Sie taten es, und die Athener schickten ihnen den Tyrtäus, einen scheinbar nicht besonders klugen und noch dazu lahmen Schulmeister. Das kam fast einer Verhöhnung gleich und doch wog seine Anwesenheit in Sparta ein Hilfsheer auf. In dem unscheinbaren Körper lebte eine gottbegnadete Dichterseele. Tyrtäus begleitete die spartanischen Heere auf allen Zügen, sang auf dem Marsche, vor der Schlacht und abends bei den Wachtfeuern von den Taten der Väter und ihrer Heldengröße. Staunend lauschten die Krieger und sangen selber mit und mit den Worten und den Weisen zog der kriegerische Geist und der Löwenmut der Heldenahnen in das Herz der Sänger. Das Lied gab dem Schwert erst die rechte Schärfe.

So gut wie unbekannt war das Kriegslied bei den Römern. Zu ernst und zu praktisch mochten sie das Singen für überflüssig und unpassend halten. Der alte Römer, die Verkörperung der Energie, ist phantasiearm und daher auch liederarm. Aus dem Munde der urwüchsigen alten Germanen vernahm er wohl zuerst den Kriegsbesang; auf der Wacht am Rheine liegend, hörte er die Schlachtenformeln der alemannischen Vorposten über die grünen Wellen des Stromes herüber-rauschen. Es mußte diesen kalt berechnenden, jede Gelegenheit schlau

ausnützenden Krieger eigentümlich berühren, daß sich der Gegner so wenig Mühe gab, seine Nähe zu verbergen und, abhold jeder List, ausschließlich auf die Kraft seiner Arme vertraute. Uebrigens meinten die Römer, der Germane sänge, um sich selbst Mut zu machen. Dem war aber nicht so. Der Trieb zum Sange lag bei ihm im Blute, er ist ein kostbares Angebinde der Germanennatur. Auf den ersten Seiten der Annalen deutscher Geschichte finden sich hierüber interessante Angaben. „Die Germanen,“ sagt Tacitus,<sup>20)</sup> „feiern in ihren Kampfesliedern den Herkules (römische Interpretation für den germanischen Donnergott). Durch den Gesang dieser Lieder, welchen sie Barditus nennen, entflammen sie ihren Mut, und aus der Verschiedenartigkeit des Klanges ahnen sie den Ausgang der kommenden Schlacht. Je nachdem er durch die Schlachtreihen dröhnt, erregen oder hegen sie Furcht. Dabei gilt es weniger für die Stimmen als für die Kriegsstimmung die rechte Harmonie zu finden. Die Krieger sehen besonders auf Rauheit des Tones und stoßweises Dröhnen. Sie halten die Schilde vor den Mund, damit die Stimme durch die Resonanz zu größerer Tonfülle und Wucht anschwellen.“ Immer wieder hören wir von ihren Kriegsliedern sprechen. Mit wildem Sange stürmten die auf Seite des Vitellius kämpfenden Germanen vor. Im thrakischen Aufstande wurde der Feind von Schrecken und Entsetzen erfaßt bei dem brausenden Schlachtgesang der sygambrischen Kohorte. In aller Ruhe drangen im Aufstand der Bataver die Römer vor, die Germanen aber unter lautem Gesang, angespornt und ermuntert durch den Ruf der hinter der Front harrenden Mütter, Gattinnen und Schwestern. Auch beim Opfermahle des Arminius, vor seinem Kampfe mit den Römern ertönten Lieder und noch zur Zeit des Tacitus wurden seine Heldentaten im Liede gefeiert. Nach geschlagener Schlacht beging man das Siegesfest unter Gesang und Jubel und Darbringung eines Opfers. Eine solche Feier erwähnt Tacitus bei den Batavern. Auch die Bestattung der Helden erfolgte unter dem Vortrag von Trauergesängen; so legten nach der blutigen Schlacht auf den katalaunischen Gefilden (451) die Goten den Leichnam ihres Königs Theodorich, Preislieder singend, ins Grab. Um den Grabhügel Attilas ritten auserlesene Reiter und feierten seine Taten in Liedern. Nach Einnahme des Totenmahles erfolgte nachts die Bestattung. Einen ähnlichen Bericht haben wir in einem angelsächsischen Epos über die Leichenfeier Beowulfs.<sup>21)</sup> Sogar die Niederlage war nicht imstande, den Liederquell des Germanen zum Versiegen zu bringen, liest man doch von Gelimer, dem letzten Vandalenkönig, daß er von den Trümmern seines Reiches

<sup>20)</sup> Germ., Cap. 10.

<sup>21)</sup> Vgl. Salzer a. a. O. I, S. 16.

nicht eher habe scheiden können, als bis er dessen Herrlichkeit und Ende in poetischer Klage zur Harfe besungen hatte. Bereits im dritten Jahrhundert besaßen die Goten, der geistig hervorragendste Stamm der Germanen, nach unanfechtbaren Zeugnissen, einen ausgebildeten Kriegsgesang; dem Paulus Diakonus boten die langobardischen Lieder eine reiche Quelle für die Abfassung der Geschichte dieses Volkes. Im Ludwigslied vom Jahre 881 heißt es: „Der König stimmte ein heiliges Lied an, und die Soldaten sangen als Refrain das Kyrieleis.“ Karl der Große, der unermüdliche Förderer deutscher Kultur, ließ sich sehr angelegen sein, den reichen Schatz der altdeutschen Volks- und Kriegslieder zu sammeln. Ludwig dem Frommen, sowie den Missionären wird oft der Vorwurf gemacht, sie hätten manches Lied im heiligen Eifer vernichtet, weil das Volk in seinen altheidnischen Kampfesliedern lieber vom Gott Donar und andern mythologischen Gestalten, als vom dreieinigen Gott singen mochte. Das ist leicht möglich. Die Glaubensboten hatten höhere Interessen zu berücksichtigen, heiligere Güter zu schützen, deretwegen manches fallen mußte, was historisch bedeutsam gewesen wäre. Doch die durch das Christentum verbreiteten Ideen bildeten einen reichlichen Ersatz, sie flößten auch dem Liede ein neues Lebens-element ein.

Als die Kunstpoesie in Deutschland erwachte, machte sich daselbst eine ähnliche Erscheinung geltend, wie seinerzeit in Griechenland. Man gab sich keine Mühe, das volksmäßige Kriegslied der Nachwelt zu erhalten, und obwohl von einer reichen Fülle solcher Lieder in dieser Zeit gesprochen wird, so ist leider nichts durch Aufschreiben auf uns gekommen. Die Periode des Feudalwesens mit ihrem vielfachen Druck auf die Vasallen schien für die Entwicklung des Liedes nicht günstig gewesen zu sein. Erst im 14. Jahrhundert brach wieder eine Blüteperiode an. Das Volk nahm, nachdem es mehr Selbständigkeit erlangt, dem adeligen Sänger gleichsam die Harfe aus der Hand und fing an seiner Stimmung im Liede Ausdruck zu geben. Aus dieser Zeit stammen die vielen Landsknechtslieder; sie bekunden Freude am Waffenh Handwerk, atmen den Geist treuer Kameradschaft, oft auch einen bisigen Humor. Erhalten sind uns noch: „Gott grüß dich Bruder Veite“; „Innsbruck, ich muß dich lassen“; „Wohlauf ihr Landsknecht alle“; „Merkt auf ihr Reiterknaben“ u. a. m. Im übrigen ist die Zahl der auf uns gekommenen nicht groß; der Grund liegt darin, daß die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war. — Die schreckliche, trostlose Zeit des dreißigjährigen Krieges war der Muse des Gesanges abhold, und als die unsäglichen Greuel und die Verödung der deutschen Gaue durch den westfälischen Frieden ein Ende gefunden, bemächtigte sich, wie leicht verständlich, eine gewisse dumpfe Resignation des erschüt-

terten Volksgemütes. Der Landsknecht mit seinem Liederschatz war verschwunden. In schroffem Gegensatz zu ihm treten die Werbetruppen des 17. und 18. Jahrhunderts. Ein ganz anderer Geist als die Landsknechte beseelt sie. Es sind meist leichtfertige, arbeitsscheue und rohe Gesellen, die sich in den Werberementen zusammenfinden und nur durch eine unmenschlich eiserne Disziplin im Zaume gehalten werden. Ihr ganzes Sinnen und Trachten kennzeichnet so recht das folgende Lied:

Sollt ich einem Bauern dienen  
 Und mein Brot im Schweiß verdienen?  
 Bruder, nein, das mag ich nicht!  
 Lieber will ich in dem Felde  
 Mir verschaffen Brot und Gelde,  
 Wo man von den Waffen spricht:  
 Einem Bauern dien' ich nicht.  
 Uns verbrennt kein Hof und Haus,  
 Leben stets in Saus und Braus  
 Gut soldatisch in der Welt.  
 Auf des Regiments Unkosten  
 Zehren wir ganz unverdrossen;  
 Beim Soldaten hält kein Geld:  
 Ei, so geht es in der Welt.

Aber auch bessere Elemente finden sich unter den Angeworbenen, die das wüste Treiben und die Beutelust ihrer Kameraden abstößt. Eine schwermütige, sentimentale Stimmung bemächtigt sich oft ihrer, und Wehmut und Heimweh spricht aus ihren Liedern. So singt ein deutscher Söldner, der um fremdes Geld in fremden Ländern dient:

„Jung bin ich dazu gekommen,  
 Was hat mich dazu gebracht,  
 Daß ich Handgeld hab genommen  
 Und die Freiheit so veracht?  
 Und in meinen jungen Jahren  
 Lebt ich im Soldatenstand.  
 Da bekam ich graue Haare  
 Möcht zurück ins Vaterland. —

Andere wieder fanden sich ganz in ihrem Element und schmetterten heitere Lieder in die Welt hinaus, so der allbekannte Sang vom alten Dessauer:

„So leben wir, so leben wir,  
So leben wir alle Tage.“

Doch im allgemeinen fühlt sich das Herz gedrückt und verstimmt und die schwermütigen Lieder überwiegen. Da entehrende Prügelstrafen und das barbarische Spießbrutenlaufen für militärische Vergehen noch vielfach im Schwunge waren, kamen oft Desertionen vor, und die Zurückgebliebenen denken nicht daran, den armen Ausreißer zu tadeln, im Gegenteil, sie ergreifen Partei für ihn und feiern ihn sogar im Liede, wenn er eingefangen wird und sein Leben lassen muß. Man sieht „in dem zum Tode verurteilten, fahnenflüchtigen Ausreißer nur einen Unglücklichen; ihn umgibt der Schimmer der Romantik.“ Welche Wehmut spricht z. B. aus dem bekannten Liede:

Zu Straßburg auf der Schanz  
Da ging mein Trauern an;  
Das Alphorn hört ich drüben wohl anstimmen,  
Ins Vaterland muß' ich hinüberschwimmen:  
Das ging nicht an!

Und nun die ans Herz greifende Resignation in das Schicksal:

Ihr Brüder allzumal  
Heut seht ihr mich zum letztenmal,  
Der Hirtenbub ist doch nur Schuld daran,  
Das Alphorn hat mir solches angetan,  
Das klag' ich an.

Drückender noch als das Schicksal der Soldaten ist das Los der Invaliden. Bissiger Spott und grimmiger Hohn spricht aus folgendem Liede eines elsäbischen Krüppels:

Mit jammervollen Blicken  
Und tausend Sorgen schwer  
Geh ich an meinen Krücken  
Die weite Welt umher.

Ich war ein tapf'rer Krieger  
Und manchem Soldaten lieb,  
Ein außerwählter Sieger,  
Jetzt aber — Invalid. —

Und nun nach vieler Schauung  
Noch fern von meinem Grab  
Erhielt ich die Belohnung  
Mit diesem — Bettelstab.

Wie trüb und trostlos ist das Soldatenleben und Soldatenlos, wo der Grundsatz der Waffenehre fehlt und der Krieger nur der Werbetrömmel, nicht dem Ruf der bedrängten eigenen Heimat folgt? Wehmut und Schwermut knüpft sich an seine Waffen- und seine Kampfeslieder. Dieser Hang zur Schwermut machte sich sogar noch in den Befreiungskriegen bemerkbar, wo die Soldaten mit Vorliebe ein Lied sangen, das also begann:

Holde Nacht, dein dunkler Schleier decket  
 Mein Gesicht zum letztenmal!  
 Morgen lieg ich schon dahingestreckt  
 Ausgelöscht aus der Lebendigen Zahl.

Der Text erinnert in mancher Hinsicht an das bekannte Reiterlied: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod“.... Eine gewisse Neigung zur Schwermut wird die Seele auf den Schlachtfeldern immer empfinden, weil der Krieg mit seiner derben Knochenhand zu unbarmherzig eingreift in die zartgestimmte Leier der Menschenseele und notwendig etwas zurückklingt wie zerrissene Saiten. Immerhin darf besonders im Felde die Schwermut nie zur Grundstimmung des Lebens und des Liedes werden. Mit Recht haben daher, wie glaubwürdige Zeugen berichten, Blücher und Gneisenau oben genanntes Lied ihren Regimentern als sentimentales, zur Wehmut stimmendes, zu singen verboten.

Ein neuer Geist voll Heldenmut und Jugendfrische zieht mit den Freiheitskriegen in die Soldatendichtung ein. In den Tagen nationaler Schmach erstarkte das nationale Gefühl und wuchs, geschürt durch Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ und Joseph von Görres' Donnerworte, zur Riesenflamme. Aus dieser Zeit heraus sind die „Kriegs- und Wehrlieder“ von Ernst Moritz Arndt geboren. Er ruft begeistert die Streiter zusammen in dem Lied: „Frisch auf ihr deutschen Scharen, frisch auf zum heil'gen Krieg.“ Von ihm stammt der hehre Sang: „Des Deutschen Vaterland“, so wie das wuchtige Mahnungswort: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“, das „Lied vom Feldmarschall Blücher“: „Was blasen die Trompeten“, das „Bundeslied“: „Wem soll der erste Dank erschallen, dem Gotte groß und wunderbar“, „Deutscher Trost“ und viele andere. — Von glühender Vaterlandsliebe und echtem Gottvertrauen ist auch Max von Schenkendorfs Muse getragen. Ihr verdanken wir das bekannte „Freiheitslied“: „Freiheit, die ich meine“, das „Landsturmlied“: „Die Feuer sind entglommen, auf Bergen nah und fern“, das „Soldatenmorgenlied“: „Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer aus der Ruh!“ das „Tedeum nach der Leipziger

Schlacht“: „Herr Gott Dich loben wir, Herr Gott wir danken Dir, nicht unser Schwert, nicht unser Arm, Dein Schrecken schlug der Feinde Schwarm.“

So recht im Zentrum der deutschen Volksseele und des deutschen Kriegsliedes steht die jugendliche Heldengestalt Theodor Körners. Wie er für die Idee der Freiheit lebte, dichtete und starb, so atmen seine Lieder in „Leier und Schwert“ glühende Vaterlandsliebe und heißen Tatendurst. Von ihnen sagt Storck:<sup>22)</sup> „Sie begleiten den Gang der Ereignisse und sind im besten Sinne Gelegenheitsdichtungen. Die Erhebung wird gefeiert in dem kräftigen Sang: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los! Wer legt noch die Hände feig in den Schoß!“ Der Krieg ist ein Volkskrieg: „Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen; Er ist ein Kreuzzug, s'ist ein heil'ger Krieg.“ Zur Verteidigung von Lützow's Freischar erklingt: „Wir treten hier im Gotteshaus, Mit frommem Mut zusammen.“ Wie braust „Lützows wilde verwegene Jagd“ einher. Im Anblicke der Schlacht singt der Jüngling das herrliche: „Bundeslied vor der Schlacht“: „Ahnungsgrauend, todesmutig, Bricht der große Morgen an“, und frommen Herzens dichtet er „das Gebet während der Schlacht“: „Vater ich rufe Dich!“ Als er auf den Tod verwundet darnieder liegt, nimmt er die letzte Kraft zusammen zum „Abschied vom Leben“: „Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben.“ Noch hatte seine Stunde nicht geschlagen; der kaum Genesene singt neue Weisen, das kräftige „Trinklied vor der Schlacht“, das begeisterte „Was uns bleibt, wenn Deutschlands Säulen beben“, und wenige Stunden vor seinem Tode das stürmische „Schwertlied“: „Du Schwert an meiner Linken, was soll dein heiteres Blinken?“

Auch Oesterreichs Lande hallen wieder von dem Freiheitssang seiner Söhne. Während der Preuße in seinem Fahnenliede sang:

„Wir folgen Mann für Mann, selbst in den Tod,“  
ermunterte der Landwirt seine Mannen in den Tiroler Bergen:

Tiroler laßt uns streiten,  
An jetzt fürs Vaterland,  
Den Säbel an der Seiten,  
Den Stutzen in der Hand!

Bedenkt was wir erlitten  
Seit jenem Friedensschluß!  
Fürs Vaterland gestritten!  
Sei der Tiroler Gruß.

<sup>22)</sup> Deutsche Literaturgeschichte. 5. Aufl. S. 356 f.

Damals erklang auch zum erstenmal das noch heute in allen deutschen Gauen verbreitete Lied: „O du Deutschland, ich muß marschieren“.<sup>23)</sup> Im 18. Jahrhundert entstand auch das herrliche Lied vom Prinzen Eugen, dem edlen Ritter. Es gibt die geschichtlichen Vorgänge der 1717 bei Belgrad geschlagenen Türken Schlacht in historischer Treue wieder. Sein Dichter ist ein preußischer Soldat, der unter dem Fürsten Leopold von Dessau den Türkenfeldzug Eugens mitgemacht hat. Kein Wunder, daß dieses Lied jetzt allenthalben wieder am Rhein und an der Donau kraftvoll auflebt, ruft es doch den deutsch-österreichischen Kämpfern eine ruhmvolle Waffentat ins Gedächtnis zurück, an der alle deutschen Stämme in treuer Waffenbrüderschaft wie in diesem Weltkriege beteiligt waren. Die heute noch so beliebten Gesänge: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“ und „Die Wacht am Rhein“, sind später, 1820, entstanden, ersterer hat Nikolaus Beckers, letzterer Max Schneckenburger zum Verfasser.

Im Mittelpunkt der Soldatendichtung der Freiheitskriege steht, wie leicht begreiflich, die Gestalt des verhaßten Korsen. Hatte der deutsche Soldat auf Napoleon schon als Fürsten und Diplomaten sein Spottlied gesungen, so verschonte er ihn um so weniger nach dem verunglückten russischen Feldzuge, wo man an allen Stadttoren sang:

Mit Mann und Roß und Wagen,  
So hat sie Gott geschlagen.  
Es irrt durch Schnee und Wald umher  
Das mächt'ge Kaiserheer.

Oder:  
Hochmut wird von Gott gestraft,  
Wie es steht geschrieben,  
Kaiser, der Napoleon,  
Mußte unterliegen.

Besonders zahlreich sind die Lieder im Dialekt. In einer Unterredung zwischen Napoleon und Blücher spricht der preußische Feldmarschall plattdeutsch, wodurch die humoristische Wirkung noch erhöht wird. Ueberhaupt sind es gerade die Franzosen, die dem Deutschen bis in die Zeit des Siebziger Krieges die kräftigsten und populärsten Verse eingegeben haben. Aus der Zeit des großen Kurfürsten stammt das Soldatenlied mit der Strophe:

Franzosen die schwören zum Streit,  
Die wollen uns gar auffressen,  
Zeigt, daß ihr Kerls seid.

<sup>23)</sup> Vgl. „Kölnische Volkszeitung“ 1915, Nr. 1065: Zur Psychologie des Soldatenliedes von H. Schierbaum.

Einen stets wiederkehrenden Reim in diesen Liedern auf: „Franzosen“ bilden die „Hosen“, ähnlich den Reimen in jüngster Zeit:

Jeder Schuß                      und                      Jeder Stoß  
Ein Ruß!                                      Ein Franzos!

Den französischen Feldherrn in der Schlacht bei Roßbach, Prinz von Soubise, höhnt der preußische Grenadier:

„Subise-bise-bise,  
Ach diese-dise-diese  
Schläge tun dir weh.“

Daß sodann auch Lieder allgemeiner Natur entstanden sind, ist klar, wie z. B.:

„Jetzt geht der Marsch ins Feld.  
Wenn alle Menschen schlafen,  
Soldaten müssen wachen;  
Dazu sind sie bestellt.“

Daneben vergaß besonders der preußische Soldat seinen König nicht; man singt sein Lob in den Winterquartieren; allerdings muß sich dabei der „alte Fritz“ auch den gutgemeinten, oft recht derben Witz seiner Soldaten gefallen lassen. Unter den Regimentern klang das Lied weiter, nahm mit den Veteranen seinen Weg in die Heimat, ging vom Enkel auf die Enkel über und lebt heute noch im Volksmunde fort, obwohl es nie aufgeschrieben ward.

Während des Deutsch-Französischen Krieges zeigte sich von neuem die nie versiegende Kraft der deutschen Muse; eine Blütenlese würde uns zu weit führen. Und seitdem Deutschland im jetzigen Weltkrieg, von tausend Gefahren umdräut, sich ruhmvoll schlägt, ist's, als ob aus Blut und Wunden die Poesie hervorbräche. Die Kriegs- und Vaterlandsdichtung treibt die mannigfachsten und schönsten Blüten. Vor uns liegt ein Bändchen: „Der heilige Krieg“, Gedichte aus dem Beginn des Kampfes, 83 aus verschiedenen Zeitschriften bis zur zweiten Hälfte des September gesammelte Lieder, aus denen die Not und die Begeisterung der Zeit oft in ergreifenden Tönen an unser Ohr schlägt. Wir führen nur eines an, das ob seiner Innigkeit schon in ganz Deutschland bekannt ist:

Laß mich geh'n, Mutter, laß mich geh'n!  
All das Weinen kann uns nichts mehr nützen,  
Denn wir geh'n das Vaterland zu schützen.

Laß mich geh'n, Mutter, laß mich geh'n!  
 Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir küssen:  
 Deutschland muß leben und wenn wir sterben müssen!

Mit der Liebe zum Vaterland verbindet sich eine große Verehrung für das angestammte Kaiserhaus der Hohenzollern. Wie warm das Herz des Deutschen für den Herrscher schlägt und wie liebevoll er sich in die großen Individualitäten dieses Weltkrieges zu versenken versteht, zeigt das Gedicht von Prof. Dr. Ferd. Lamey: „Sein Bild“.

Ich sah sein Bild — nach mondelangem Morden.  
 Er war's, doch grundlos dunkelte das Erz  
 Des blanken Blicks, vom ungeheuren Schmerz  
 Des Völkermitleids meerestief geworden.

Ich sah durch diese stillen Seelenpforten  
 Erschüttert und erschauernd innenwärts  
 Hinunter in ein königliches Herz  
 Und in ein Schweigen, unerreichbar Worten.

Seitwärts am Helm hervor das weiße Haar  
 Ein frischer Schnee aus bleichen Sorgennächten,  
 Die Stirne wie gemeißelt, glatt und klar,  
 Umschwebt von unbezwung'nen Geistesmächten.  
 Und seiner Züge kühner Linienfluß  
 Ein aus Granit gehauener Entschluß.

Daneben macht sich eine geradezu enthusiastische Begeisterung für den großen Heerführer Hindenburg geltend, zu dessen Preis immer wieder aufs neue die Dichterharfe rauscht. Wie kräftig klingt z. B. die Anfangs- und Schlußstrophe von Th. Klefisch's Lied auf den Sieger bei den Masurischen Seen:

Welcher Name hat den besten  
 Klang im deutschen Vaterland,  
 Schürt vom Osten bis zum Westen  
 Jedes deutsche Herz in Brand?  
 Fragt Soldaten, Frauen, Kinder,  
 Alle preisen überall  
 Ihn, den Russenüberwinder,  
 Hindenburg, den Feldmarschall.

Deutschland läßt sich nicht erwürgen,  
 Deutschland steht und haut sich durch.  
 Und den sicheren Sieg verbürgen  
 Die vom Schlage Hindenburg.  
 Liebling ward er schon der Sänger,  
 Schon zeigt Leinwand ihn und Erz,  
 Und der Name „Russenfänger“  
 Ewig klingt im deutschen Herz.

Aber auch die Lohe des Hasses, zumal gegen Albion, entringt sich der kochenden Brust und schlägt im Liede Töne an, die tiefer dringen und schwerer verletzen als Schrapnellkugeln und Granatsplitter. Mögen sie nicht zu zahlreich werden; denn sie schaden dem Adel der deutschen Seele. Ungleich höher steht diese da, wo der Dichter in erobertem Feindesland auch im Gegner den Bruder ehrt und ihn, der tot vor dem Drahtverhau liegt, ungeachtet der pfeifenden Kugeln, holt und begräbt und versöhnend spricht:

„Es irrten meine Augen. — Mein Herz, du irrest nicht.  
 Es hat ein jeder Toter des Bruders Angesicht.“

Heinrich Lersch, der diese erschütternden Akkorde seiner Leier entlockte, gibt damit der für alles Hohe und Edle begeisterten Germanen-seele zu verstehen, wie sie auch lernen müsse, den Krieg nach und nach innerlich zu überwinden. Seine brudermenschlichen Regungen finden noch bestimmtern Ausdruck in dem folgenden ergreifenden Gedichte:

Mein Kamerad Franzos, dich traf ich gut!  
 Du mußt nicht böse sein, daß ich dich schoß:  
 Ich bin dein Bruder ja, bin dein Genoß;  
 Wir sind erlöst durch eines Gottes Blut.  
 Was ist es denn, was uns zu töten heißt?  
 Du mich — ich dich, daß wir so vogelfrei?  
 Nur treffen, töten, wen ist einerlei,  
 Wenn du dich nur von einem Freund befreist?  
 Wozu das all, mein Kamerad Franzos?  
 Du stirbst für deines Reiches Herrlichkeit,  
 Ich steh' für unseres Tuns Gerechtigkeit,  
 Und gleicher Tod ist unser beider Los.

Die reinsten Töne der Versöhnung aber ringen sich wohl in ejnen Liedern durch, wo eine deutsche Mutter ergebungsvoll Maria das Opfer ihres einzigen Sohnes bringt und zur Gottesmutter fleht, ihr Herz vor

dem Hasse gegen den Feind zu bewahren. Diesen Heroismus der Liebe hat Maria Kahle in dem tiefempfundenen Gedichte „Die Mutter“ besungen.

In kühlen Domeshallen  
Kniet vor der Jungfrau Schrein,  
Gesenkt das welke Antlitz,  
Ein altes Mütterlein.

„O Mutter aller Schmerzen,  
Du kennst der Erde Leid,  
So hilf dem armen Herzen  
In Weh und Einsamkeit.

O wollest Kraft erbitten  
Für mich an Gottes Thron,  
Daß ich nicht frevelnd frage:  
Warum mein einz'ger Sohn....?

Daß ich nicht jene hasse,  
Durch die den Tod er fand,  
Hilf mir, nur eins zu denken:  
Er starb fürs Vaterland!

Er starb für jene tausend,  
Die noch im Lichte geh'n,  
Er starb, daß sie in Freiheit  
Hinauf zur Sonne seh'n.  
Er half die Heimat retten  
Vor Schrecken und Gewalt,  
Daß deutsch, daß unser bliebe  
Die Lande, Strom und Wald.

Mein Leid und meine Tränen  
Sei nur vor dir bekannt.  
Stark will ich sein und sagen:  
„Er starb fürs Vaterland!“

Es geht ein helles Scheinen  
Vom güldenen Altar  
Hin zu der bleichen Alten,  
Es glänzt auf grauem Haar

Wie eine Strahlenkrone.

Sie fährt mit schwacher Hand

Um ihre nassen Augen:

„Er starb fürs Vaterland!“

\*

So wechseln die verschiedenartigsten Stimmungen gleich Ebbe und Flut in der hocherregten Volksseele. Kriegsfanfaren mit wechselnden, bald weichen, bald scharf akzentuierten Melodien schmettern durch die deutschen Lande. — Und doch ab und zu auch ein anderer Ton; er kommt, merkwürdigerweise, von denen, die mitten im Feuer stehen. Der Humor, der ewig goldene, des deutschen Michels ist einfach unverwundlich; er ringt sich siegreich durch Kanonenbrüllen, Mörserkrachen und Granatenplatzen selbst aus den dumpfen Schützengräben heraus. Welchem frohen Bruder Studio drängt sich nicht ohne weiteres die bekannte Melodie auf die Lippen, wenn er W. Zimmermanns „Lied vom Schützengraben“ hört, das da lautet:

S' gibt kein schöner Leben, als in Schützengräben

Vor dem Feind zu liegen Tag und Nacht,

Wenn die Kugeln singen und Granaten springen

Daß die ganze Gegend ringsum kracht.

Und dann die Schrapnelle, die mit Windesschnelle

Heulend, sausend kommen durch die Luft.

Ist das Ding zersprungen und der Knall verklungen,

Ist der ganze Schuß doch meist verpufft!

Keine Federbetten, keine Toiletten

Sind des Kriegers täglicher Bedarf,

Wer sich will rasieren, braucht nur geh'n spazieren,

Den rasiert sogleich der Russe scharf.

Auch das Mittagessen wird gar oft vergessen,

Ja die Küchen bleiben gar so fern,

Denn die Erbskanonen scheu'n die blauen Bohnen,

Und der Koch verwertet sie nicht gern.

Wenn dereinst der Frieden uns wird sein beschieden

Und wir kehr'n ins Vaterland zurück,

Wenn wir dann bei Muttern wieder richtig futtern

In der warmen Stube, welches Glück!

Bei der Gläser Klingen werden wir dann singen

Was wir alles haben durchgemacht:

S' gibt kein schöner Leben, als in Schützengräben

Vor dem Feind zu liegen Tag und Nacht!

Der Verfasser, ein deutscher Kämpfer in Russisch-Polen, hat vom Schlachtfelde aus dieses Lied an seine Freunde gesandt. Seiner leichten Singbarkeit und volkstümlichen Form wegen dürfte es ohne Zweifel den jetzigen Krieg überdauern. Auch ist es ein sprechendes Dokument für den trefflichen, durch keine Schwierigkeiten zu brechenden Geist der deutschen Truppen. Das Leben im Schützengraben ist bekanntlich sehr hart, ein Leben der Entbehrung und der ständigen Spannung, das Stahlnerven erfordert. Und trotzdem, das Lied verstummt nicht! Ein Augenzeuge aus dem englischen Hauptquartier schrieb im Monat November 1915 in der „Daily Mail“: „In der letzten Zeit waren die feindlichen Laufgräben so dicht aneinandergerückt, daß man genau hören konnte, was in den Laufgräben vor sich ging. Die Deutschen musizierten und sangen ihre heimatlichen Lieder.“ Und wie der Engländer, so ist auch der Italiener erstaunt ob der gehobenen Stimmung dieser Lehmenschen in ihrer feuchten Behausung. Der italienische Journalist G. Cabasino-Renda hat auf dem westlichen Kriegsschauplatze die deutschen Schützengräben bei Toul besucht und im „Giornale d'Italia“ seine Eindrücke wiedergegeben. Was seine Bewunderung, sowie das Staunen des gleichzeitigen Besuchers Oberst Bonwing aus Schweden aufs höchste trieb, war die Tatsache, daß hier mitten im Kriege die deutschen Soldaten der vordersten Linie einen „Gesangverein“ gegründet hatten. Der sie begleitende Offizier ließ die Sänger aus den verschiedenen Schützengräben telephonisch zusammenrufen zur benachbarten Dorfkirche, und die biedernden deutschen Krieger, die über diese Berufung zuerst etwas verduzt waren, fingen nun an, unter der Leitung eines Sergeanten vor den fremdländischen Gästen drei vaterländische Lieder: „Das ist der Tag des Herrn“, „Heimatliebe“ und „Morgenrot“ zu singen. Den tiefsten Eindruck machte das dritte Lied. Nach dem Vortrage ging der Sergeant auf die Gäste zu; während der schwedische Oberst ihm in Worten, die von Rührung unterbrochen waren, seine Bewunderung ausdrückte, läßt die zu starke Erregung den Italiener gar nicht zu Worte kommen, so daß der Sergeant, der das Schweigen mißverstand, entschuldigend sagte: „Sie müssen Nachsicht haben. Die Tenöre und Baritone gehen gut, aber es sind nicht genügend Bässe da. Sie haben mir vorgestern nacht zwei erschossen...“ „Hier liegt,“ so schreibt Cabasino-Renda, „das wahre Geheimnis der Kraft des deutschen Soldaten, die Europa mit Staunen und Zorn erfüllt. Die eiserne soldatische Disziplin, die beste Bewaffnung, wirken nur mit. Das Wesen seiner Kraft, wie der seines ganzen Landes, ist durchaus moralisch; es liegt in diesem starken Gefühl, in dem die Liebe zur Familie, die Liebe zum Vaterlande und die Liebe zu Gott verschmolzen sind.“<sup>24)</sup>

<sup>24)</sup> Vgl. „Neue Zürcher Nachrichten“. November 1914.

Am größten aber stehen Deutschlands wackere Söhne in ihrem Liede da, wenn sie ihre Herzen in Kontakt setzen mit dem höchsten Schlachtenlenker, dem Generalissimus der Seelen; wenn aus tausend und tausend kräftigen Männerkehlen das „Großer Gott, wir loben Dich“ wie ein brausender Sturmchoral vom rauchenden Schlachtfeld empor zum Himmel steigt; oder auch in jener Stunde, wo die wetterharten Germanen des 20. Jahrhunderts, nachdem sie wie Löwen in der Schlacht gekämpft, fromm wie Lämmer sich um einen Feldaltar scharen und dort, in Demut ihren Helden nacken neigend, singen: „Hier liegt vor Deiner Majestät, im Staub die Christenschar.“ — Es ist der Augenblick, wo der Generalfeldmarschall der himmlischen Heerscharen segnend und siegverheißend hindurchzieht durch das Millionenheer der deutschen Männer und Bekenner. —

Vom deutschen Liede gehen wir über zur deutschen *Treue*. Sie ist einer der schönsten Edelsteine im Wappenschild der alten Germanen. Lange vor der Zeit, aus der irgendwelche dichterische Urkunden vorliegen, hat Tacitus ihr ein Preislied gesungen. Sie tritt in erster Linie als Vasallentreue im Kriege zutage. „Ist es zur Schlacht gekommen,“ sagt Tacitus, „so ist es schimpflich für den Gefolgsherrn, sich an Tapferkeit übertreffen zu lassen, und für die Männer dem Herrn an Tapferkeit nachzustehen. Vollends gar den Fürsten zu überleben und der Schlacht auszuweichen, bleibt eine Schande für's ganze Leben und eine unauslöschliche Makel. Ihn zu schirmen, ihn schützend im Auge zu behalten, ihm die Heldentaten seiner Tapferkeit zuzuschreiben, bildet die vornehmste Verpflichtung des Schwerteides. Der Gefolgsherr kämpft um den Sieg, die Gefolgsmannen für ihren Herren.“<sup>25)</sup>

Die Römer haben Germanentreue gekannt und sich zu Nutzen gemacht, lange bevor Tacitus ihr Lob verkündet. Caesar rühmte nicht bloß in seinen „Denkwürdigkeiten über den gallischen Krieg“ die große Tapferkeit<sup>26)</sup> der Germanensöldner und ihr heldenmütiges Sichhinopfern für ihren Kriegsherrn, sondern warb später unter ihnen so viele Reiter, als er nur immer aufreiben konnte. In der weltgeschichtlichen Schlacht von Pharsalus bildete er aus ihnen eine eigene Legion nach dem Vorbilde der germanischen Kampfweise, die heldenmütig für ihn focht, ja geradezu ausschlaggebend war für den Sieg. Während die romanisierten Gallier im Augenblicke der Entscheidung den Imperator im Stiche ließen, legten die Germanen einen glänzenden Beweis ihrer angestammten Treue gegen den freigewählten Herrn an den Tag. Mochte man auch oft über dieses

<sup>25)</sup> Germ., Cap. 14.

<sup>26)</sup> Vgl. III 22, VI 15, VII 40.

germanische Söldnertum spotten, es lag doch ein achtungsgebietender Zug in demselben, und wenn inmitten einer Welt, die nur von griechischer, punischer und römischer Treulosigkeit sprach, ein Barbarenvolk erstand, dem die Treue geradezu als Prüfstein der Echtheit seiner Rasse galt, so mußte das ein Volk von nicht geringer sittlicher Veranlagung sein. Was unter den Römern nicht zu finden war, suchte der erste römische Alleinherrscher Augustus bei den Germanen; ihrer Treue vertraute er seine Person an, Germanen bildeten die Leibgarde des Kaisers. Wie stolz überhaupt dieses Volk auf die ihm nachgerühmte Treue war und welche Achtung es dafür beanspruchte, zeigt eine heitere, ebenfalls von Tacitus berichtete Episode, die sich zur Zeit Neros im römischen Theater abspielte. Als unter diesem Kaiser eine Gesandtschaft der Friesen nach Rom gekommen war und man ihnen im Theater des Pompejus die hintern Plätze angewiesen, bemerkten sie auf den Senatorensitzen in den vordern Reihen einige Persönlichkeiten in ausländischer Tracht, und als sie auf die Frage, wer denn diese seien, vernahmen, daß es Gesandte jener Völker wären, die sich durch besondere Tapferkeit und Freundschaft den Römern gegenüber ausgezeichnet hätten, drängten sie sich voll stolzen Selbstgefühls ohne weiters vor und setzten sich auf die ersten Bänke neben die Senatoren mit der Begründung: kein Mensch der Welt übertreffe die Germanen an Tapferkeit und *Treue*.<sup>27)</sup> Und diese Treue bewährte sich auch im weiteren Verlauf der römischen Geschichte. So behaupteten sie während der ganzen Zeit des römischen West- und Ostreiches den Ehrenposten der kaiserlichen Leibwache, die Germanentreue umrankte noch den Kaiserthron von Byzanz, und, so merkwürdig es klingt, diese gleiche Treue und Zuverlässigkeit hielt das ganze römische Reich in den letzten Jahrhunderten zusammen, denn von Diokletian bis Odoaker bildeten die germanischen Söldnertruppen die einzigen zuverlässigen Stützen der aus ihren Fugen gehenden morschen Monarchie.

Der Begriff der Treue war so tief in der Germanenseele verankert, daß er nicht selten auf die Spitze getrieben wurde und ausartete. Bei Erwähnung der Schattenseiten im Charakter der Germanen sagt Tacitus: „Sie huldigen dem Spiele mit solcher Leidenschaft, daß sie zuletzt sogar, wenn alles verloren ist, ihre Freiheit und Person einsetzen. Der Verlierende stellt sich gutwillig als Sklave; selbst wenn er jünger und stärker ist als der Sieger, läßt er sich binden und verkaufen; eine solche Hartnäckigkeit zeigen sie in einer so verwerflichen Sache! *Ipsi fidem vocant* — sie selbst nennen das *Treue*.<sup>28)</sup>“

<sup>27)</sup> Annalen XIII, 54.

<sup>28)</sup> Germ., Cap. 24.

Und noch einen letzten Zug hebt Tacitus in der Germania hervor, die Treue und Liebe der Germanen zu ihren Toten. Ihre Sorge um die im Kampf Gefallenen kennzeichnet die kurze Bemerkung: „Die Leichen der Ihrigen bringen sie auch in unentschiedenen Kämpfen in Sicherheit....“<sup>29)</sup> Das taten sie, um sie jeder Beschimpfung durch den Feind zu entziehen und in den heimatlichen Grabstätten beisetzen zu können. Das Begräbnis selber war schlicht und einfach. „Auf prunkvolle Leichenbegängnisse legen sie keinen Wert; über dem Grabe wölbt sich ein Rasenhügel, hohe und kunstvolle Denkmäler verschmäht man als drückend für die Verstorbenen. Wehklagen und Tränen hören bald auf, Schmerz und Trauer aber enden spät. Das Weinen ehrt die Frau, dem Manne aber ziemt ein treu Gedenken.“<sup>30)</sup> Das sind Worte von lapidarer Kraft, die bei aller Kürze markante Züge der Germanenseele aufdecken.

Diese kurzen Notizen des römischen Historikers finden ihre Bestätigung und lebensvolle Beleuchtung in den spätern Heldengedichten. Treue ist der Wesenskern der Recken im Nibelungenliede. Der grimme Hagen und der milde Rüdiger sind Typen der Vasallentreue. Ein unbändiger Trotz, ein bis zum Wahnsinn sich steigerndes Festhalten an ihren Begriffen von Ehre und Treue ist auch hier das Hauptmerkmal ihrer Persönlichkeit.<sup>31)</sup> Hagen hat, um seine Königin zu rächen, Siegfried getötet und sich dadurch Kriemhild zur Totfeindin gemacht. In wildem Trotz und einer Hartnäckigkeit, die sich bis zur Blutgier steigert, reizt er die Feindin. Man denke an die Verhöhnung bei der Leiche des Gatten, an den Raub des Nibelungenschatzes und die Tötung des Sohnes. Von dem Augenblicke an, wo er die Etzelburg betritt, bis kurz vor seinem Tode hört die Kränkung und Verspottung nicht mehr auf, obgleich er weiß, daß dieser Spott seinen Untergang herbeiführen wird. Er selbst nennt das Treue. Und selbst zum Verständnis des Hauptcharakters im Nibelungenliede gibt uns Tacitus den Schlüssel. Kriemhilde ist wirklich ein dämonisches Weib, aber in ihr steckt doch wieder ein im Grunde edler, echt germanischer Zug, der unser Mitleid für sie weckt, es ist die Treue, die das Grab überdauert, die Treue gegen den einzigen Mann, den sie geliebt, gegen ihren Siegfried, der alles andere zum Opfer gebracht wird. Das Nibelungenlied ist überhaupt so recht das hohe Lied der Treue. Die Gattentreue, die Geschwistertreue, die Freundestreue, die Vasallentreue, die Treue gegen die Toten finden darin ihre glanzvollste Verherrlichung. Mehr als hundertmal kehrt in dem Epos das Wort *Treue* wieder.

<sup>29)</sup> Ebds., Cap. 6.

<sup>30)</sup> Ebds., Cap. 28.

<sup>31)</sup> Vgl. Salzer. A. a. O. I, 351 f.

Ueber den großen grundlegenden Charakterzug der Treue in seiner geschichtlichen Bedeutung hat sich unter den neuen Historikern besonders Karl Lamprecht in schönster Weise geäußert. Anknüpfend an die in dem altdeutschen Staate dem Fürsten bewiesene Treue des Gefolges bis in den Tod, von der er soeben gesprochen, fährt er fort: „Es ist einer der großartigsten Züge spezifisch germanischer Lebensauffassung, welcher in der Bildung dieser Gefolge mitspricht, der Zug der Treue. Unverstanden dem Römer, unerläßlich dem Germanen, bestand es schon damals, jenes ewig wiederkehrende deutsche Bedürfnis engster persönlicher Aneinanderkettung, vollen Aufgehens ineinander, gänzlichen Austausches aller Strebungen und Schicksale: das Bedürfnis der Treue. Die Treue war unsern Altvordern nie eine besondere Tugend, sie war der Lebensodem alles Guten und Großen; auf ihr beruhte der Lehensstaat des früheren, auf ihr das Genossenschaftswesen des spätern Mittelalters, und wer wollte sich die militärische Monarchie der Gegenwart denken ohne Treue? Man sang nicht bloß von der Treue, man lebte in ihr. Das Gefolge der Frankenkönige, die Hofgesellschaft der großen Karlinge, die staatsmännische und kriegerische Umgebung unserer mittelalterlichen Kaiser, das Personal der Zentralverwaltungen unserer Fürsten seit dem 14. und 15. Jahrhundert sind nichts als Umformungen des alten germanischen Gedankens. Denn darin beruhte die wundersame Lebenskraft der Einrichtung, daß sie nicht in wandelbare politische oder auch moralische Grundlagen ihre Wurzel senkte, sondern in dem Urgrund germanischen Wesens selbst wurzelte, in dem Bedürfnis der Treue.“<sup>32)</sup>

Wie wenig dieser Urgrund deutschen Wesens bis auf den heutigen Tag ausgeschöpft ist, hat die jüngste Vergangenheit gezeigt. Die altgermanische Treue kam gleich beim Ausbruch des Weltkrieges in ihrer Eigenschaft als *Bundestreue* glanzvoll zum Ausdruck; allerdings nur so weit, als die deutschen Lande reichten und die deutsche Zunge klang. Der Dreibund machte als Treubund Fiasko ob des welschen Einschlages. Auf römischem Boden ist die Treue nie ganz heimisch gewesen. Um so herrlichere Blüten hat sie an den alten Standorten, an der Donau und am Rhein, getrieben. Wir haben von der deutsch-österreichischen Waffenbrüderschaft bereits früher gesprochen, hier sei nur daran erinnert, wie man zum ewigen Angedenken dieser Bundestreue in Deutschland den Vorschlag gemacht, zu der zukünftigen deutschen Nationalhymne: „Deutschland, Deutschland über alles“, und der bekannten österreichischen, noch eine gemeinsame Schlußstrophe hinzuzufügen, des Inhaltes:

„Zollern, Habsburg feindumrungen  
Kämpfend in des Höchsten Hut

<sup>32)</sup> Deutsche Geschichte. 2. Aufl. I, 136.

Wahret ihr der Nibelungen

Alte *Treu* und Heldenmut.

Laßt die Siegesbanner wallen

Von der Etsch bis an den Belt!

Habsburg, Zollern, hehr vor allen

Ueber alles in der Welt!“

Die Treue der zwei deutschen Kaiserhäuser wirkte vorbildlich auf das ganze Heer und erfüllte es bis zum letzten Manne mit dem gleichen Geiste. Wo Germanenblut in den Adern rollte, schlug das Herz in Germanentreue für den kaiserlichen Herrn. Und es konnte auch gar nicht anders sein. Denn, wenn von Alters her die Germanen dem selbst gewählten Herrn die Treue gehalten, ihre Nachkommen aber, überzeugt von der Notwendigkeit einer starken Monarchie zum Schutze ihrer höchsten politischen Interessen, freiwillig einen Teil ihrer ursprünglichen Rechte an die im Kaiser verkörperte höchste Staatsgewalt abtraten, so mußten sie, kraft ihrer ganzen seelischen Veranlagung, dem Herrscher in der Stunde der Not ihr Treuwort einlösen. Und so ist's auch geschehen. Die Treue gegen den Gefolgsherrn hat sich sogar bei jenen Parteien bewährt, die für rein ideale Auffassung des Staatsrechtes sonst wenig oder gar kein Verständnis haben. Jeder Deutsche am Rhein und an der Donau fühlte es instinktiv, daß diese Treue gegen Kaiser und Reich in letzter Linie nur Treue gegen sich selbst bedeute und des Dichters Mahnung: „Dies Eine über Alles — sei dir selber treu!“<sup>33)</sup> unter allen Umständen befolgt werden müsse. Aus der Treue gegen den kaiserlichen Herrn ging auch die Treue zu Dienst und Pflicht und Beruf hervor, wie wir sie in dem Abschnitt „Germanenheer und Germanenwehr“ kennen gelernt haben. Die deutschen Offiziere hätten es ebenso, wie die germanischen Führer von einst, als Schimpf empfunden, sich von dem gemeinen Soldaten an Tapferkeit übertreffen zu lassen, deshalb stürmten sie überall todesmutig voran, und die ihnen treu ergebene Mannschaft zeigte nie größere Erbitterung und Todesverachtung, als wenn es galt, den geliebten Führer herauszuhauen, oder seinen Tod zu rächen. Viele herrliche Züge dieser unentwegten Mannestreue haben uns die Tagesblätter von den verschiedenen Kriegsschauplätzen her gemeldet und mehr noch hat nur der geschaut, der Treue bis in den Tod mit Immortellenkränzen lohnt. Würde Tacitus heute wieder vor die Aufgabe gestellt, den Charakter der Germanen zu zeichnen, er müßte zum zweiten Male die Treue als das schlagende Herz dieser Nation betrachten.

<sup>33)</sup> Vgl. Chamberlain: „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“. 8. Aufl. I, S. 603.

Endlich ist auch in diesem Kriege die deutsche Treue und Pietät gegen die toten Helden in ergreifender Weise zum Ausdruck gekommen. Die Liebe über Tod und Grab hinaus hat Triumphe gefeiert, wie nie zuvor; insbesondere haben die Allerseelentage die Größe und Tiefe eines Volkes in seinem heiligen Schmerz erkennen lassen und sind zu wahren Offenbarungen der germanischen Volksseele geworden. Wie ergreifend gestaltete sich, um nur ein Beispiel aus Tausenden hervorzuheben, die Totenfeier an den Massengräbern bei Fort Bachon (Lüttich), wo auf Freundes- und Feindesgrab mächtige Blumenkränze hingelegt und rührende Worte der Versöhnung gesprochen wurden. In der Mitte des deutschen und belgischen Friedhofes war ein mächtiges Kreuz aus unbehauenen Baumstämmen aufgerichtet, und am Fuße des Kreuzes, in welchem in verschiedenen Abteilungen 350 deutsche Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften ruhen, auf einer Holztafel in Kerbschrift der schöne Spruch zu lesen:

„Deutscher, entblöße dein Haupt!

Du stehst an heiligem Orte;

Kreuze, von Lorbeer umlaubt,

Künden gewaltige Worte:

„Helden, gefallen im Ringen

Deutschlands um Ehre und Sein!“

Nie wird ihr Name verklingen,

Geheiligt soll er uns sein!“<sup>34)</sup>

Doch nicht bloß in schönen Worten und sinnigen Denkmälern bezeugt der Deutsche den toten Helden seine Treue, sondern auch durch Sicherstellung der Hinterbliebenen, durch Verabfolgung des ihnen gebührenden Ehrensoldes in Geldeswert. All die Bezeichnungen reichsgesetzlicher Fürsorge für die Hinterlassenen der Kriegsteilnehmer, wie Kriegswitwen- und -waisengelder, Kriegselterngelder, Witwen- und Waisenrenten, Invalidenversicherungen u. s. w., sind ebenso viele Ehrentitel deutscher Treue, deutscher Liebe und Dankbarkeit! Der Realwert jeder Münze birgt einen ungleich größeren Idealwert in sich. Die deutschen Helden können ruhiger und gefaßter dem Tod ins Auge sehen, wenn sie wissen, daß die Lebenden den Toten die Treue halten.

Naturfreude, Heimatliebe, Lied und Treue erschöpfen den Urgrund der deutschen Seele nicht. Es rauschen in ihren Tiefen noch andere Quellen, von denen eine weitere, von besonderer Frische und Lebendig-

<sup>34)</sup> „Kölnische Volkszeitung“ 1914, Nr. 1030.

keit, gewöhnlich als *Idealismus* gefasst wird. Auch bei dieser Seelenpotenz spielt das Gefühl eine wesentliche Rolle, nur betätigt es sich nach einer etwas andern Richtung als bei den oben genannten Kräften, und verbindet sich in bald stärkerem bald schwächerem Maße mit dem Verstande oder der Phantasie, oder mit beiden zugleich.

Wenn wir im Folgenden etwas näher auf diesen Idealismus eingehen, so ist es uns allerdings nicht möglich, auch hiefür, wie bei den frühern Charakterzügen, die Grundlinien bereits im jungen Germanentum zu entdecken. Ideale Momente finden sich in ihm genug, doch der Idealismus in obigem Sinne kann bei einem Volke erst auf einer gewissen Stufe kultureller Entwicklung hervortreten, wo die Zustände, wie sie uns Tacitus in der Germania schildert, längst überwunden sind. Wir haben es demnach hier mit einer ursprünglich latenten, erst später scharf hervortretenden Eigenschaft des germanischen Geistes zu tun.

Dieser Idealismus des spätern Germanentums ist des öftern belächelt worden. Unter dem Volke der „Denker und Dichter“ verstand man nicht selten ein Volk von Träumern, Grüblern und Schwärmern, das wohl niemals eine Rolle in der Weltgeschichte spielen würde. Ein eigentümlicher Fehler der Deutschen, sagt Schopenhauer, sei, daß sie das, was vor ihren Füßen liegt, in den Wolken suchen. Bei gewissen Worten, wie da sind, Recht, Freiheit, das Sein, werde dem Deutschen ganz schwindelig, er gerate alsbald in ein Delirium und fange an, sich in nichtssagenden, hochtrabenden Phrasen zu bewegen, gar bei dem Worte Idee werde ihm, als solle er mit dem Luftballon aufsteigen.<sup>35)</sup> Es mag etwas Wahres an dieser Kritik sein, allein trotz aller Auswüchse liegt vielleicht doch gerade in diesem Idealismus die Wurzel deutscher Kraft. Das Charakteristische des Idealismus liegt nämlich im allgemeinen darin, daß er nicht am Aeüßerlichen, an der Oberfläche der Erscheinungen haften bleibt, sondern in die Tiefe dringt, nach einer Gestaltung des Lebens von innen heraus strebt und seinen Hochflug in das Reich der Ideale nimmt. Bei keinem Volke zeigt sich darum auch ein so leidenschaftliches Ringen nach Weltanschauung, wie bei dem Deutschen. Der bloße Nützlichkeitsstandpunkt, Erwerb, Genuß, Handel, Technik vermögen ihn nicht dauernd zu fesseln, es gibt keine größern Gegensätze, als der deutsche Idealismus und der englische Industrialismus, obwohl wir diesen letztern keineswegs auf alle Briten ausdehnen wollen. Ueber irdischen Besitz und enge Vaterlandsgrenzen hinausgehend, schafft sich der deutsche Geist, unabhängig von allen nationalen Machtfragen, eine eigene Domäne. Das beweist die Geschichte. Als das deutsche Nationalbewußtsein durch die schicksalsschweren Ereignisse des Jahres

<sup>35)</sup> Vgl. O. Zimmermann. A. a. O. S. 40.

1806 aufgerüttelt, bei seiner staatlichen Zerrissenheit und seinem innern Verfall keinen Anhaltspunkt in der realen Welt finden konnte, flüchtete es in das Reich des Gedankens. Während bei den andern Kulturnationen des Westens die Zeit ihrer höchsten geistigen Blüte mit der ihrer nationalen Machtentfaltung zusammenfällt, wird der politische Zusammenbruch für das deutsche Selbstbewußtsein kein wesentliches Hemmnis, sondern geradezu Veranlassung, im „Reich des Geistes eine Entschädigung für die ihm entrissene Vormachtstellung in der politischen Welt zu suchen“.<sup>36)</sup> Mit bitterem Ernst bemerkte damals Jean Paul: „Nachdem die Engländer das Meer, die Franzosen das Land genommen, bleibt uns nichts übrig als die Luft.“ An eine Beherrschung der Luft durch die Zeppeline dachte in jenen Tagen noch kein Deutscher, wohl aber an etwas Größeres und Schöneres, an einen Flug der deutschen Seele in das Reich des Idealen. Daß es im allgemeinen kein Ikarusflug gewesen, hat die Folgezeit bewiesen. Mochte auch ab und zu der deutsche Geist zu schwindeligen Höhen sich erheben und die Flügel sich versengen, so floß ihm doch anderseits wieder viel Licht und Kraft aus diesen Regionen zu.

In besonders bestimmten Nüancen ist nun dieser Idealismus in der deutschen *Mystik*, der deutschen *Philosophie* und der deutschen *Musik* zu Tage getreten. Unter Mystik verstand man bekanntlich jene geheimnisvolle Vereinigung der Seele mit Gott, welche nicht durch Anstrengung des Verstandes und durch Vernunftschlüsse, sondern infolge eines besondern Gnadenlichtes durch einfachen Blick des Geistes, intuitiv, die Wahrheit erfaßte. Es läßt sich wohl kaum eine tiefere Innerlichkeit und zugleich einen idealern Flug in das Reich des Uebersinnlichen denken, als den der *deutschen* Mystik im Mittelalter. Das mystische Leben ist allerdings nichts spezifisch deutsches, sondern blühte von Anfang an in der katholischen Kirche. Tatsächlich aber fand es in der Tiefe der deutschen Gemütswelt einen besonders günstigen Nährboden, so daß man von einer eigenen deutschen Mystik sprechen kann. Sie zeichnet sich seit dem Ende des 13. Jahrhunderts vorzüglich durch das Streben aus, die Religion dem Seelenleben jedes einzelnen Volksgenossen nahe zu bringen, weshalb ihre Vertreter in Deutschland auch deutsch schrieben, im Gegensatz zu den Mystikern anderer Völker, deren Werke meist lateinisch abgefaßt sind. Wenn die deutsche Sprache je einmal Seele gezeigt, Zärte und Kindlichkeit geatmet hat, so war es in dieser Zeit, und wenn es je gemühtiefe Menschen gegeben, so waren es eine hl. Hildegard im 12., eine hl. Elisabeth, eine Gertrud, die beiden Mechthilden im 13., ein Tauler, Heinrich Seuse und ein Eckhart im

<sup>36)</sup> Vgl.: „Der Weltkrieg und der deutsche Geist“ von W. Baethe in „Preußische Jahrbücher“. Januar 1915. Heft 1.

14. Jahrhundert. Eckhard, ein großer Gelehrter, ist der erste, der dem Wort Gemüt, das sonst in gleicher Weise wie Geist gebraucht wurde, den unterscheidenden Sinn gegeben hat und es als das „Fünklein der Seele“ auffasste, als den Zustand, wo diese ganz bei sich selber ist. Charakteristisch ist auch, daß das Wort Gemüt in andern Sprachen gar nicht übersetzbar ist.

Wenn auch die Mystik des Mittelalters, als der höchste und tiefste Ausdruck des religiösen Empfindens, der Geschichte angehört, und die Religion seither viel von der frühern Innigkeit verloren hat, so kann man doch heute noch dem Katholizismus in Deutschland eine starke Innerlichkeit nicht absprechen. Wo wirklich katholisches Leben in deutschen Landen blüht, da ist es tief und treu. Selbst Rudolf Eucken behauptet, der deutsche Katholizismus zeige eine weit größere Innigkeit, als der Katholizismus der romanischen Völker, und stützt sich dabei auf die Aussage eines angesehenen dänischen Theologen, der ihm den Unterschied zwischen einem Gottesdienst in Notre-Dame in Paris und im Dom zu Köln mit lebhaften Farben geschildert und betont habe: „Dort viel Schaugepränge ohne Teilnahme des Herzens, hier eine tiefe Ergriffenheit.“<sup>37)</sup>

So edel und groß nun dieser ausgesprochene Zug der deutschen Seele zur Verinnerlichung an sich ist, so hat er doch auch seine Gefahren. In besonderer Weise ist er für manche auf dem Gebiete der Philosophie verhängnisvoll geworden und hat selbst in den religiösen Anschauungen eine völlige Anarchie herbeigeführt. Ein übertriebener Subjektivismus, der die Brücken mit der realen Welt abbrach, die Bedeutung und Tragweite der geoffenbarten göttlichen Wahrheiten verkannte und alle Religion nur von innen heraus begründen und vor dem Forum des eigenen Gewissens rechtfertigen wollte, verleitete Kant, Schleiermacher, Hegel und andere zu folgenreichen Irrtümern. Der Idealismus in der deutschen Philosophie hat in dem Unterfangen die Welt nur aus dem Ich heraus zu verstehen und von hier aus die sichtbare Welt zu beleuchten, oder sie in eine unsichtbare umzusetzen, den höchsten Denknormen und Naturgesetzen zuwidergehandelt, sich ins Unbestimmte verflüchtigt und in rastlosem Grübeln, Suchen und Forschen Problem an Problem gereiht, System auf System gehäuft, von denen das eine den Menscheng Geist unbefriedigter läßt als das andere. An Stelle des echten, einzig wahren Idealismus, der mit den drei Faktoren: Sinnenwelt, Menscheng Geist und Gott rechnete, trat der unechte Idealismus, der nur noch den Menscheng Geist berücksichtigte und zum Maßstab aller Dinge machte. Kant, Fichte, Schelling sind bekannt-

<sup>37)</sup> „Die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes“. 8. Heft der Politischen Flugschriften „Der deutsche Krieg“. S. 12.

lich seine Hauptvertreter. Kein Geringerer als Freiherr von Hertling hat vor wenigen Jahren mit allem Nachdruck zur geschichtlichen Besinnung gemahnt und zwischen dem echten und unechten Idealismus scharf unterschieden. In einem Vortrag: „Ueber neue und alte Philosophie“<sup>38)</sup> bemerkte er: In den letzten Zeiten sei wieder laut und nachdrucksvoll der Ruf erhoben worden: Zurück zum Idealismus! Diese Rückkehr zum Idealismus aber dürfe keine Rückkehr zu Fichte, Schelling und Hegel bedeuten, sonst würde der Kreislauf zum zweiten Mal zurückverlegt, und auch die Periode der Ernüchterung und der philosophischen Gleichgültigkeit könnte nicht ausbleiben. Idealismus bedeute Vorherrschaft des Gedankens über blindwirkende Kräfte und zugleich das Recht des individuellen Denkens, das Recht, über die Erfahrung hinaus zu allgemein gültigen Erkenntnissen vorzudringen. „Diesem Idealismus aber,“ fährt er fort, „huldigt die alte, auf Platon und Aristoteles zurückgehende, durch die christlichen Jahrhunderte in kontinuierlichem Zusammenhange sich hinziehende Philosophie der Vorzeit.“<sup>39)</sup>

Weniger gefährlich als in der Philosophie war der Flug der deutschen Seele in die Regionen der Kunst, besonders der *Tonkunst*. Nach Rudolf von Delius<sup>40)</sup> könnte man die Deutschen noch treffender als das Volk der Dichter und Denker, das Volk der „Denker und Musiker“ nennen; denn an Güte der Dichtung seien auch andere Völker, wie z. B. die Engländer, den Deutschen ebenbürtig, die Reihe seiner großen Musiker stehe einzig da in der Welt. Und in der Tat, der Drang des deutschen Genius, von innen heraus ganze Welten zu schaffen und die verborgensten Tiefen der Seele aufzuschließen, hat die deutsche Musik auf Höhenpfade geführt, auf denen ihr nicht so leicht ein anderes Volk nachkommen und ihm den Rang streitig machen wird. Die Musik ist in Deutschland so reich, sagt Delius, daß sie ganze Welten innern Erlebens umschließt, Welten, die ihre eigenen Jahreszeiten und Epochen haben, ein Knospen, Reifen, Welken und neues Knospen. Die Entwicklung beginnt mit mächtigen, schlichten, oft noch dunkel wühlenden Tönen (Bach), dann kommt die Zeit des steigenden, heroischen Lichtes, der vielen Triebe und Säfte (Händel, Haydn und Gluck); jetzt ist die Höhe erreicht, der reine ruhige Sonnenglanz, heitere Bändigung (Mozart und Schubert); doch schon zerstört sich der Ausgleich, das einzelne große Ich reißt sich los, will eigenmächtig herrschen (Beethoven); und dann setzt der Herbst ein, die bunte, schwüle Farbenpracht der späten Reife, Raffinement und Feinheit, Fülle und Berechnung (Wagner). Und schon

<sup>38)</sup> Gehalten auf der 29. Generalversammlung der Görresgesellschaft zu Regensburg. Oktober 1909.

<sup>39)</sup> A. a. O. S. 5 ff.

<sup>40)</sup> Ebds.

beginnt ein neues Keimen und Flügelregen mit dem Ausblick nach neuen Höhen. Während der Deutsche bei allen andern Zweigen des Geisteslebens gelegentlich auf das Ausland geschaut, hat der Heimatgenius in der Musik aus eigener Kraft einen ganzen großen Ring der Kulturgeschichte selber begonnen und selber geschlossen.

Doch es würde uns zu weit führen, alle Gebiete zu durchwandern, auf denen der Idealismus seine Blüten getrieben. Dank seiner idealen Veranlagung hat der deutsche Geist eben Interesse an allem; überall, wo eine neue Idee auftaucht, fühlt er sich heimisch und beschäftigt sich mit ihr, mögen ihm auch noch so heterogene Materien vorgeführt werden. Damit erschließt sich uns wieder eine neue Seite deutschen Wesens, sein *Universalismus*.

Auch diese Schattierung der Volksseele kann natürlich erst auf einer gewissen Stufe kultureller Entwicklung zu Tage treten. Am glänzendsten hat sich dieser Universalismus zur Zeit der Klassiker und Romantiker geoffenbart und ist ein Angebinde des deutschen Geistes geblieben bis auf den heutigen Tag.

Ein prächtiges Denkmal für die Riesenleistungen dieses Geistes bildet die Rede von Wilamowitz-Möllendorff, die er beim Antritt des Rektorates der Berliner Universität am 15. Oktober 1915 gehalten. Ausgehend von der Stiftung des römischen Instituto di corrispondenza archeologica durch Eduard Gerhard an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin, macht er darauf aufmerksam, wie die übrigen Nationen nach deutschem Muster ähnliche Anstalten errichteten, wie selbst die Italiener ohne die deutsche Bibliothek die archäologischen Forschungen ihres eigenen Landes nicht betreiben konnten, wie in Athen die Ecole française sich erst dann wissenschaftliche Aufgaben gestellt, als die deutsche Zweiganstalt ihr zur Seite getreten war; ferner weist er, übergehend zu den Geisteswissenschaften, nach, daß die neue Epoche der historischen Forschung von Niebuhrs Berliner Vorträgen über die älteste römische Geschichte her datiert, daß August Boeckh mit seinem Schüler Otfried Müller der Begründer der wissenschaftlichen griechischen Geschichte geworden ist, daß Savigny die historische Rechtsschule geschaffen, Ranke durch sein Lebenswerk den romanischen und germanischen Völkern ihre Gesamtgeschichte darzustellen begonnen, Schleiermacher den Grundstein zu einer Geschichte der Philosophie gelegt, Philipp Buttmann in der griechischen Grammatik die genetische Betrachtung durchgeführt und die von den Griechen überkommene Grammatik zur Sprachgeschichte erhoben, daß ferner Franz Bopp durch die vergleichende Grammatik die Geschichte des indogermanischen Sprach-

stammes begründet, Jakob Grimm das germanische, nicht bloß das deutsche Altertum in allen Regungen seiner Seele erobert und Fr. Diez den Romanen die Philologie ihrer Sprache geschaffen hat. „Sind es die Engländer gewesen,“ fragt schließlich Wilamowitz, „die die angelsächsische Poesie erschlossen haben? Beherrscht haben die Engländer Wales und Irland, aber die Schöpfer der keltischen Grammatik sind Zeus und Ebel. Erobert haben die Engländer Indien, aber wo wären sie ohne die deutschen Gelehrten in der Erkenntnis von Indiens Sprachen, Religionen, Inschriften? Der Deutsche Max Müller hat in Oxford den Rigveda gedruckt, und in Madras ruht unser R. Pischel, nach Indien berufen, um Engländern und Indern Vorträge über Prakrit zu halten. Das sind Tatsachen.... die Wahrheit läßt ihrer nicht spotten.“<sup>41)</sup>

Dieser Universalismus ist um so höher zu schätzen, als der deutsche Geist jedem Dilettantismus abhold, auf jedem Gebiete nach *Gründlichkeit* strebt. Weitgehende Sprachkenntnisse, peinliche Genauigkeit, eingehende, scharfe Durchforschung der Texte, des philologischen, archäologischen, chronologischen und geographischen Zusammenhanges sind angeborene, oder erworbene Vorrechte deutscher Geistesarbeit. Was sie an Wörterbüchern, Grammatiken, Ausgaben, Handbüchern und reichhaltigen Einzeluntersuchungen, um hier nur ein einziges Gebiet zu streifen, geleistet, zeugt von einem unermüdlichen Fleiß und einer immensen Kraft der deutschen Rasse, die sich, wie nun der Weltkrieg bewiesen, nicht bloß auf das Schul- und Gelehrtenwesen beschränkt, sondern auch auf ihre Erfindungsgabe und Technik, auf ihre Organisationskraft und Verwaltungskunst ausdehnt und die Deutschen zu den Lehrmeistern der ganzen Welt macht. Daß die deutsche Seele es gründlich genommen, stets mehr das Wesen als den Schein geliebt, uneigennützig dem Adel der Idee gedient und die Sache um ihrer selbst willen betrieben, das ist ihr in diesem schweren Kriege glänzend gelohnt worden. Dieser „Wille zum Wesentlichen“, diese „idealistische Geistesgewalt“, die minder oder mehr Militär und Bürgertum durchdringt, kann so recht als der archimedische Punkt betrachtet werden, der es den großen deutschen Rechnern an den verschiedenen Fronten möglich machte, die numerisch weit überlegenen Massen der feindlichen Völkerheere, wenn auch nicht auf der ganzen Linie, so doch an einzelnen kritischen Punkten aus den Angeln zu heben.

Mit der einzigartigen Gründlichkeit und umspannenden Allseitigkeit des deutschen Geistes steht sodann in engster Verbindung seine universale *Empfänglichkeit*. Nichts widerstrebt dem Deutschen mehr als nationale Absperrung und satte Selbstgenügsamkeit. In der Selbstlosigkeit und neidlosen Anerkennung fremder Vorzüge ist er oft nur

<sup>41)</sup> Reden aus der Kriegszeit, 4. Heft, S. 8.

zu weit gegangen und die Ueberschätzung des Auslandes wurde ihm geradezu als Erblaster angerechnet. Andererseits darf man aber nicht übersehen, daß gerade diese Eigenschaft ihn befähigte, eine zentrale Stellung in der geistigen Welt einzunehmen. Seit Herder hat sich in besonderer Weise jene universelle Sympathie für alles Große und Schöne in Sprache und Poesie der Völker geltend gemacht. Durch ihn ward eine lebendige Kultur- und Sittengeschichte, eine wahrhafte Welt- und Universalgeschichte im vollsten Sinne des Wortes ins Leben gerufen. Auch Schiller betrachtete es als die besondere Bestimmung der Deutschen, die allgemeine Menschheit in sich zu vollenden und das Schönste, was bei allen Völkern blüht, in einem Kranze zu vereinen. In unsern Tagen betonte Adolf Lasson in einer Berliner-Kriegsrede: „Wir Deutschen vertreten nach unserm ganzen Wesen gegenüber der Partikularität der Einzelnationen die Universalität der Gedanken und Interessen.“<sup>42)</sup> und nach Karl Joël sind die Deutschen das Volk der Synthesis, des Ausgleichs der Gegensätze, während die Engländer die Thesis, die Franzosen die Antithesis verträten.<sup>43)</sup>

Diese Freude am Fremden erklärt sich daraus, daß der Deutsche die Aufrechterhaltung des geistigen Kontaktes mit andern Völkern als einen regenerierenden Faktor im Leben der eigenen Nation betrachtet und sich bewußt ist, wie ein Volk, das sich von dem Verkehr mit andern eigensinnig absperrt und gegen jede Anerkennung des Fremden verschließt, allmählich verknöchert und degeneriert. Nur durch rege Anteilnahme am allgemeinen Völkerleben, durch eine vernünftige Akkomodation an das Fremde, vermag das besondere Volksleben einen entsprechenden politischen und geistigen Einfluß auf andere Nationen auszuüben, und auf der Bahn des Fortschrittes rüstig voranzuschreiten. Allerdings werden diese Einflüsse sich nur dann geltend machen, wenn die universelle Empfänglichkeit in einem ausgeprägten Nationalbewußtsein das gebührende Gegengewicht findet. Das nationale Bewußtsein wird überhaupt auch in dem Maße eine Steigerung erfahren, als das allgemein menschliche Empfinden ausgebildet wird, denn das allseitige Studium des Menschen ist ja unmöglich, ohne ihn als geschichtliches Lebewesen und damit eben zugleich auch als politisches und soziales Geschöpf einer bestimmten Nation verstehen zu lernen.<sup>44)</sup> Wenn Deutschland nach dem Kriege die Mission zufällt, in noch höherm Grade als bisher auf die Mit- und Umwelt einzuwirken, eine Art alma mater orbis terrarum zu werden, so darf es neben den nationalen auch die kosmopolitischen Ziele nicht

<sup>42)</sup> Angeführt bei Zimmermann. A. a. O. S. 34.

<sup>43)</sup> Ebds.

<sup>44)</sup> Vgl. R. Poehlmann: „Die Bedeutung der Antike für staatsbürgerliche Belehrung und Erziehung“. S. 2.

aus dem Auge verlieren. „Wenn wir deutsch bleiben, in immer vollerm Sinne deutsch werden wollen,“ sagt Wilamowitz,<sup>45)</sup> „so gehört dazu, daß wir den Reichtum unserer tiefgegründeten, auf das Ganze und Ewige gerichteten Bildung bewahren und mehren. Wer sie preisgeben will und uns statt dessen Macht und Reichtum und die Genüsse, die sich kaufen lassen, bietet, wer in der Beschränktheit oder besser der Borniiertheit nationalistischen Dünkels die Ideale unserer Väter zertrümmerte, der will uns in Wahrheit unser Deutschtum rauben, gerade weil er auf dem Namen pocht. Das Frankreich schon Ludwigs XIV. und noch mehr das der Revolution glaubte die Welt zu beglücken, wenn es ihr seine Sprache und Sitte und am Ende seine Herrschaft aufnötigte. England hält sich für das auserwählte Volk, dem gegenüber alle anderen so oder so zur Abhängigkeit bestimmt sind. Weder diese noch jene wollen wir nachahmen, weder die Weltherrschaft Roms noch den nationalistischen Bildungsdünkel des Hellenismus. Deutsch wollen wir sein und bleiben, so wie es uns die Geschichte vorgezeichnet hat.“

\* \* \*

Neben aller Weitherzigkeit und Empfänglichkeit der Germanenseele für fremde Ideen, Anschauungen und Errungenschaften zeigt sie anderseits eine merkwürdige Reserve und fast ängstliche Zurückhaltung gegenüber jeder Tendenz der Vereinheitlichung und Gleichmachung im eigenen Lande. Vor nichts schrickt der Deutsche so sehr zurück, als vor Preisgabe seiner individuellen Rechte zu Gunsten der Allgemeinheit. Dieser Hang zum *Individualismus* ist ein weiterer Wesenszug der so wunderbar komplizierten germanischen Volksseele. Genau betrachtet hängt auch er mit der Gemühtiefe des Germanen zusammen, die ein inneres Eigenleben fördert, ja, es oft bis zu einer gewissen Verslossenheit steigert.

Die Freude am Sonderdasein, am Fürsichsein scheint ein Angebinde der Germanennatur zu sein und tritt gleich zu Beginn der deutschen Geschichte mit aller Bestimmtheit zu Tage. Tacitus hebt des öftern den Partikularismus, die Uneinigkeit und Zerrissenheit der germanischen Stämme hervor und den Römern, bei denen das Individuum nur insofern in Betracht kam, als es einen Teil des Staates bildete, fielen die freien germanischen Zustände ganz besonders auf. Wir haben schon bei Besprechung des Heer- und Wehrwesens daran erinnert, wie wenig Gemeinsinn die alten Deutschen an den Tag legten. Einen Staat mit zentralisierter Gewalt kannten sie nicht; das einzige Band, das die Volksglieder einigermaßen zusammenhielt, war die Verbrüderung durch Stammes- oder Interessengemeinschaft. Der König unterschied sich

<sup>45)</sup> A. a. O. S. 18 f.

wenig von den andern, er war das Haupt des Heeres in Kriegszeiten; herrschte wieder Frieden im Lande, so hatte jeder Freie gleiche Rechte und gleiche Pflichten wie er. Dieses germanische Unabhängigkeitsgefühl zeigte sich besonders auch in der Anlage ihrer Wohnplätze. „Daß die germanischen Völker keine Städte bewohnen,“ sagt Tacitus, „ist bekannt, nicht einmal zusammenhängende Wohnungen dulden sie, sondern siedeln sich einzeln und abgesondert an, wo einem gerade eine Quelle, ein Hain, oder eine Wiese gefällt. Ihre Weiler bestehen nicht nach unserer Sitte aus verbundenen und zusammenstoßenden Gebäuden, vielmehr umgibt jeder sein Haus mit einem Hofraum.<sup>46)</sup> Wie sehr den Germanen bei ihrem Unabhängigkeitssinn die Städte verhaßt waren, geht auch aus der Forderung hervor, welche die Tenkterer an die Bewohner der agrippinensischen Kolonie stellten: „Soll unsere Freundschaft und unser Bündnis auf ewige Zeiten bestehen, so verlangen wir von euch, daß ihr die Mauern der Koloniestadt, diese Bollwerke der Knechtschaft, niederreißt; selbst wilde Tiere vergessen ihres Mutes, wenn man sie eingeschlossen hält.“<sup>47)</sup> Und von den Alemannen berichtet Amianus noch im 4. Jahrhundert: „Territoria habitant, ipsa oppida ut circumdata retiis busta declinant,<sup>48)</sup> Ackergebiet bewohnen sie, festen Wohnsitzen weichen sie aus, wie von Netzen umgebenen Stätten des Unterganges.“ Die kleine Zahl von Orten, die einige alte römische Geschichtsschreiber für Städte hielten, waren bloß Wohnungen von Häuptlingen, welche mit größerer Sorgfalt gebaut waren, als die der übrigen Stammesangehörigen und oft auch die Wohnstätten der Sklaven umschlossen; seltener bildeten Gräben und fast nie Mauern die Umfriedung.

Einen besonders partikularistischen Geist offenbarte der Stamm der Sueben, von denen Tacitus berichtet, daß sie nicht wie die Chatten oder Tenkterer eine einzige Völkerschaft bildeten, sondern in mehrere selbständige Völker mit besondern Normen zerfielen. Gerade die vielen Namen, mit denen uns andere Schriftsteller bekannt machen, sprechen zur Genüge für den Sondergeist und das Widerstreben der Sueben, sich zu einem gemeinsamen Volke zusammenzuschließen. Die Unduldsamsten in dem Hang zur Freiheit und der Wahrung der Eigenart in Sitte und Religion waren aber wohl die *Sachsen*. Tacitus beschäftigt sich nicht mit ihnen, allein von den spätern Geschichtsschreibern erhalten wir genügende Kunde über sie. „Von allen deutschen Stämmen,“ schreibt Wattenbach,<sup>49)</sup> „haben sich die Sachsen am längsten von der

<sup>46)</sup> Germ., Cap. 16.

<sup>47)</sup> Historiae 4, 64.

<sup>48)</sup> 16, 2, 12.

<sup>49)</sup> In der Einleitung zu Schottens Uebersetzung von Widukinds Geschichtsbüchern. Breslau 1852. Vgl. Wilsner. A. a. O. II. Bd. S. 157 f.

Gemeinschaft mit den übrigen fern gehalten. Schon hatten die Thüringer, die Alemannen und die Bayern der Einheit des fränkischen Reiches sich gefügt, .... als noch die Sachsen in ihrer uralten Gemeinfreiheit und dem Glauben ihrer Väter der ganzen abendländischen Christenheit in der Gestaltung, welche sie bis dahin gewonnen hatte, trotzig und feindlich gegenübergestanden. Nur durch gewaltige Kämpfe war dieser Gegensatz zu überwinden, und erst nach gänzlicher Erschöpfung des Volkes vermochte Karl der Große durch siegreiche Beendigung des Krieges den Grund zu dem späteren deutschen Reiche zu legen.“ Nachdem die Sachsen zum Christentum bekehrt waren, bildete der gemeinsame Gottesglaube ein starkes einigendes Band; sie stritten von nun an „mit geistigen wie mit eisernen Waffen für die Sache Gottes“, so daß sie ihr Geschichtsschreiber mit gerechtem Stolz „Dei populus, das Volk Gottes“, nennt.<sup>50)</sup>

Dieser individualistische Zug der Germanen von einst ist bis auf den heutigen Tag erkennbar, obgleich das ganze soziale rechtliche, sittliche und geistige Leben im Laufe der Jahrhunderte einen gewaltigen Umschwung erfahren und heute im Zeichen der Einheit, Gebundenheit und festgefügtten Ordnung steht. Wenn sich in unsern Tagen manche Deutschland als das Land des Drills und der Schablone vorstellen, und Lloyd George behauptet, die deutsche Kultur sei bestrebt, „den Menschen nach dem Bilde eines Dieselmotoren umzugestalten, genau, solide, stark, aber ohne irgendwelchen Spielraum zu seelischen Bewegungen“,<sup>51)</sup> so steht diese Behauptung in direktem Widerspruch zu der ganzen nationalen und staatlichen Entwicklung. Deutschland verrät in seinem geschichtlichen Aufbau ungleich mehr Selbständigkeit und persönlichen Konservatismus als die meisten andern Länder. Das beweist ein Blick in die Geschichte. Wie in Deutschland, so zerfiel ursprünglich auch in Frankreich das ganze Volk in zahlreiche Landschaften und Stämme. Während aber die Mannigfaltigkeit in Deutschland zum großen Teil gewahrt blieb, ja, im Laufe der Zeit, statt zu äußerer Einheit, zu immer größerer Absonderung und schließlich zum Verfall des Reiches führte, griff in Frankreich der Geist der Uniformität ungleich stärker um sich. Schon in der Schaffung der Sprache läßt sich erkennen, daß in der Entwicklung des Deutschtums weniger politische Macht als geistige Kraft den Ausschlag gab. „Die provenzalische Sprache“, sagt ein Korrespondent der „Kölnischen Volksztg.“, „unterscheidet sich von der französischen stärker als das Hochdeutsche vom Niederdeutschen. Das Nordfranzösische, die Sprache von Paris, ist mit der politischen Herrschaft auch dem übrigen Frankreich aufgedrängt worden. Ebenso ist für das

<sup>50)</sup> Wilsner. A. a. O. S. 158.

<sup>51)</sup> Köln. Vktl. 15. November 1915.

Englische der Dialekt von London maßgebend gewesen, nicht nur in Großbritannien, sondern auch in den Kolonien. Auch die Verbreitung einer Sprache ist meist eine Frage der Macht, nicht des innern Wertes... Deutschland hat sich auch seine einheitliche Schriftsprache geschaffen, aber hier wurde nicht die Sprache des Regierungszentrums den übrigen Landschaften aufgedrängt. In der Erkenntnis, daß für das Geistesleben eine Einheitssprache nötig sei, wurde die Sprache einzelner Kanzleien, die aus praktischen Gründen dialektische Schärpen vermeiden mußte, zur Schriftsprache ausgebaut und fand als Träger einer großen Geistesbewegung und von ihr getragen allgemeine Annahme.“<sup>52)</sup>

Was sodann die staatliche Entwicklung Frankreichs anbelangt, so offenbart sich auch hier, nach den Ausführungen des gleichen Gewährsmannes, ungleich mehr Zwang und Gleichmacherei als in Deutschland. Die große Zahl von Herzogtümern und Grafschaften vermochten ihr eigentümliches Gepräge, ihren individuellen Charakter nicht beizubehalten, sondern wurden nach und nach von der Kapitale aufgesogen. Paris wurde tonangebend für ganz Frankreich, so daß man sagen konnte: Paris ist Frankreich. Auch London ist für die Engländer ein Absorptionszentrum, wie es kaum ein zweites gibt, und in Rußland sorgte schon die obrigkeitliche Knebelung mit der Kosakenknote für keine zu starke Differenzierung der verschiedenen Völkerschaften.

Wie ganz anders in Deutschland! Bei aller Zentralisation treten hier die individualistischen Merkmale der einzelnen Völker scharf zu Tage. Anschließend an Schillers Wort über Deutschland: „So viele Länder und Ströme und Sitten, so viele eigne Triebe und Arten,“ zeichnet Gustav Rösche<sup>53)</sup> diese bunte Mannigfaltigkeit mit folgenden trefflichen Worten: „Keine Rede davon, daß etwa Berlin deutschen Geschmack, deutsche Geistesart tonangebend bestimmte: nicht nur Wien, auch Hamburg, München, Dresden, Frankfurt a. M. sind führende deutsche Städte, und selbst im kleineren Staate stellt sich den Residenzen München und Dresden die große Industriestadt Nürnberg, die Handels- und Universitätsstadt ebenbürtig zur Seite; Berlin genießt nicht einmal in dem Kranze von Großstädten, der sich zu Großberlin zusammenfließt, die unbestrittene Führerstellung. Freuen wir uns dieses lebendigen Reichtums! Eine hauptstädtische Zentralisation in französischer Art, die der Provinz die besten Kräfte entzieht, neben der die Landschaften verkümmern; ist im Grunde ein Unglück, und es wird eine bedeutende Zukunftsaufgabe werden, neben der beständig erstarkenden Organisation zur großen deutschen Einheit das übrige Kulturkönnen der vielen kleinen

<sup>52)</sup> „Kölnische Volkszeitung“. A. a. O.

<sup>53)</sup> Von deutscher Art und Kultur. S. 41 ff.

und kleinsten Staaten und Orte und Kreise in wahrhafter Lebensfrische nicht nur zu schonen, sondern zu nähren. Wie wundervoll bunt und wechselreich ist dieses Deutschland! Hier die kleine, kunstsfrohe Residenz, dort die staatliche, wohlbegüterte Handelsstadt; hier eine stille, heilige Stätte versunkener träumender Größe, dort das hastige, lärmende Aufblühen moderner Industrie; hier das gelehrte Universitätsstädtchen, dort der heitere Badeort, und neben dem allem die ruhige Weite bäuerlichen Daseins, die in das beschränkte Leben kleiner Ackerstädte hinübergreift: dies und viele andere Lebensformen in bedeutendem Durcheinanderwirken und -spielen. Und wiederum: die saftigerderbe Kraft der Bayern, die schwerfällige Tiefe des Schwaben, die geistige Beweglichkeit der Franken, die heimatsfrohe Regsamkeit der Hessen, die zähe, bodenständige Treue der Sachsen und Friesen, die staatliche Energie der Ostdeutschen — sie alle entwickeln ihre besonderen köstlichen Kräfte, die sich in der ungebrochenen Fülle ihrer Möglichkeiten nur zögernd zu der höheren Einheit einer deutschen Kultur zusammengefunden haben: jetzt, da sie erreicht ist, diese Einheit, da verbürgt eben das Vielfache im Einen die Ganzheit deutschen Wesens. Freilich auf einen leicht zu fassenden Typus läßt sich der Deutsche auch heute nicht bringen.“<sup>54)</sup>

Diese wunderbaren Schattierungen des deutschen Charakters und das Streben, die Individualität nach Möglichkeit zu wahren, hat trotzdem den Germanen von heute nicht zu hindern vermocht, da, wo der Gemeinsinn es verlangte, seine Sonderart zum Wohle der Gesamtheit zurücktreten zu lassen und zum Zwecke der Unter- und Einordnung in ein großes Ganzes das individuelle Empfinden auf Kosten des universellen Wohles wesentlich einzuschränken. Aus dieser selbstgewollten Beschränkung der Bewegungsfreiheit heraus ist auf Grund freier Vereinbarung das deutsche Reich entstanden. Starke Stämme mit zahlreichen Sonderinstinkten und Sonderbestimmungen haben sich zum Bunde die Hände gereicht und von ihrer Selbständigkeit nur so viel aufgegeben, als für das Zustandekommen der Einheit notwendig war, so daß das Deutsche Reich heute dasteht:

„Eins nach außen, schwertgewaltig,  
Um ein stolz Panier geschart.  
Reich nach innen, vielgestaltig,  
Jeder Stamm nach seiner Art!“

Den stärksten Ring aber, ein Band von Stahl und Eisen, hat der heutige Weltkrieg um die so verschiedenen deutschen Völkerindividualitäten ge-

<sup>54)</sup> „Kölnische Volkszeitung“. 15. Nov. 1915.

schlungen und das Gesetz der Einheit in der Mannigfaltigkeit wie selten in der Weltgeschichte illustriert. „Ein einheitlicher Wille, wie wir ihn jetzt erleben,“ sagt Röthe, „ist für uns Deutsche etwas schlechterdings Neues, noch nie Dagewesenes. Aber gerade weil jener partikularistische Zwist in großer Zeit glatt zu Boden sank, dürfen wir uns guten Mutes bekennen, welche Fülle der sittlichen Werte und auch der geistigen Reichtümer aus dem Boden dieser individualistischen Triebe erwachsen ist.“<sup>55)</sup>

Fassen wir das Gesagte zusammen, so steht die Germanenseele vor uns als ein Gebilde von imponierender Größe, nicht fertig, einheitlich und abgerundet, sondern vielfach noch im Werden begriffen, voll Widerspruch, Kampf und Gegensatz und doch wieder nach harmonischem Ausgleich ringend, in sommerlicher Krafftülle einem fruchtreichen Herbst entgegenreifend, vielgestaltig, weltumspannend, gewaltig an Schlagkraft und Schaffenskraft, unübertroffen im Aufbringen der finanziellen Hilfsmittel, von staunenerregender Leistungsfähigkeit in Technik und Industrie, einzig in ihrem Organisationstalent, bewundernswert in ihrer Disziplin, tiefgründig in ihrem Empfinden, großzügig in ihrer Gemütswelt, bald weich und träumerisch, bald zündend und stürmend in ihrem Liede, innig und zart in ihrem Heimatsgefühl, edel in ihrem Humor, unberechenbar und verwegen in ihrem Idealismus, unerschütterlich in der Treue, tiefgründig im Forschen, ausgezeichnet in Kunst und Wissenschaft, bei aller Zwiespältigkeit von ehrfurchtgebietender Einigkeit, von beispielloser Opferwilligkeit und Energie im Kampfe für die Existenz der germanischen Rasse, mit einem Worte: „der wunderbare Spiegel, aus dem das Weltantlitz tiefsinnig widerscheint“. (Wildenbruch.)

---

<sup>55)</sup> A. a. O. S. 38.

